Briefe von Heinrich Voss,

herausgegeben

von

Abraham Voss.

II.

Mittheilungen über Göthe und Schiller.

Briefe an Chr. von Truchseß.

Heidelberg,

bei C. F. Winter, Universitätsbuchhändler.

1834.

Briefe

von

Heinrich Voss

an

Christian von Truchsess.

Herausgegeben

von

Abraham Voss.

Heidelberg,
bei C. F. Winter, Universitätsbuchhändler.
1834.

„Wenige Menschen machen auf mich Eindruck; wer mich aber anzieht, der zieht auch mit der Kraft des Magnetes, und ich folge ihm als treues Eisen mein Leben hindurch.“

Heinrich Voß.

Vorwort.

Die Bekanntschaft des Herrn von Truchseß machte Heinrich Voß in Stuttgart, wo er zur Stärkung seiner Gesundheit schon früher einigemal gewesen war, und im Kreise eines Haug, Wangenheim, Dannecker, Hartmann, Reinbeck glückliche Tage gelebt hatte. Wie mächtig der edele Ritter vom ersten Augenblick auf ihn wirkte, mag folgender Brief an seine mütterliche Freundin, die Kirchenräthin Griesbach in Jena, dem Leser zeigen.

Heidelberg, November 1810.

„Endlich ist es einmal Zeit, meine beste Mutter, daß ich Ihnen von mir Bericht abstatte. Sie werden wohl wissen, daß ich mehrere Monate beständig gekränkelt habe: die Gicht hatte mir wieder wacker zugesetzt, und ich war vor meiner Reise

nach Schwaben ein erbarmenswürdiger Anblick. Jetzt bin ich auf dem Wege gesunder zu werden.

Bei meinen geliebten Freunden fand ich alles unverändert. Dieselbe herzliche Gesinnung beim neuen Empfange, als womit sie mich voriges Jahr entlassen hatten. Und welche Wonne harrte meiner! Ich fand einen der köstlichsten Menschen, die auf Erden leben, den Ritter Truchseß von der Bettenburg (unfern Schweinfurt). *) Ich hatte das Glück, zehn volle Tage in seiner Gesellschaft zu leben. Und was wirkt mehr auf das physische Wohlbefinden, als die Nähe eines solchen Mannes. Diese zehn Tage über hatte meine Krankheit gar keine Zeit aufzukommen. — Schon viele Jahre kannte ich diesen Mann dem Rufe nach, fühlte oft Sehnsucht, ihm nahe zu treten. Diese Sehnsucht wurde unendlich gesteigert durch alles, was mein Freund Keßler mir von ihm erzählte. Jetzt stand ich vor ihm und sah, daß man mir viel zu

*) Eine anziehende Schilderung der reizenden Burg und des ehrwürdigen Burgherrn findet der Leser in Keßlers Briefen auf einer Reise durch Süddeutschland u. s. w. Leipzig 1810. S. 27—31.

wenig berichtet hatte. Denn diese göttliche Erscheinung übertraf alles, was ich von dem Manne gehört hatte. Auch hier habe ich von neuem erfahren, daß Liebe ohne Gegenliebe nicht denkbar ist. Auch mir ist der Mann gut geworden, wie mir täglich und stündlich sein Händedruck, seine Umarmungen sagten, und die zärtliche Sorge, die er über meinen körperlichen Zustand äußerte. — Dieser Truchseß ist ein wahrer Riese und Athlet seinem Körper nach, und eben so ragt sein Gemüth über seine Nebenmenschen hervor. Man spricht so oft, daß die alte deutsche Biederkeit verloren gegangen sei —, aber in diesem Manne hat sie sich erhalten; er ist, wie ich mir die hochherzigen, edlen Ritter vor dreihundert Jahren denke — er ist ein wahrer Nachhall aus jener Zeit der Treue und altdeutschen Herzlichkeit —, daß einem wehmüthig wird, wenn man die jetzige Zeit mit ihm im Kontraste denkt. Und so, wie er ganz der alten bessern Zeit angehört, so ist er auch ganz in der neuen einheimisch. Kein bedeutendes Werk existirt in der Literatur, das er nicht gründlich studirt hat, keine Freude des

Momentes ist, die nicht sein ganzes Herz fesselt. Glücklich sein und glücklich machen, das scheint der Wahlspruch seines Lebens zu sein, und seine Freunde zu erfreuen — wenn er das vermag, da ist ihm auch keine Aufopferung zu groß. — „Außen Erz und innen Herz“, so begrüßte ich ihn, als ich am letzten Abend unsers Zusammenseins seine Gesundheit trank —, und als er mich darauf mit den Worten: „Du braver Kerl“ an sein Herz drückte — glauben Sie es mir, meine beste Mutter, in dem Augenblicke habe ich auch ein wenig auf meine Person gehalten.“

Briefe

von

Heinrich Voß an Christian von Truchseß.

Stuttgart, 12. Oktober 1810.

Schon fünf Tage bist Du fort, Geliebter, und seitdem umschwebt mich Deine Gestalt in allen Stunden. Ich bin am frohsten, wenn ich an Dich denken, wenn ich von Dir reden kann, wenn ich mit unsern Freunden auf Dein Wohlsein anstoßen darf. Es ist auf Erden nichts dauerndes als die Freundschaft, das Andenken an unsre Geliebten, das Leben mit ihnen, wenn auch Zeit und Raum uns trennen. Oft habe ich gedacht, das Schicksal sei hart und ehern, wenn es unsre Freunde wie im Sturm von uns schleudert nach dem kurzen Morgentraum des Zusammenlebens und des geistigen Verkehrs. Aber es mag doch eine weise Einrichtung der Natur sein. Wir würden alle zu Egoisten werden, wenn alles

Liebe um uns versammelt wäre, wir würden nur unsern Platz lieben, und die ganze übrige Welt für nichts achten. Aber auch in die Ferne soll die Liebe dringen, auch übers Grab hinaus, damit uns Ferne und Grab theuer werden.

Ich sehne mich nach der Zeit, wo ich Dich, den edelen, biederherzigen Ritter, in Deiner Bettenburg umarmen soll. Ich will, ich muß Dich wiedersehen; ich kann nicht anders. Dann lassen wir unsre Stuttgarter leben, und ich lasse meinem Herzen freien Lauf, daß ich an Dir solchen Freund gewonnen.

Von meiner Gesundheit will ich Dir schreiben, wenn ich Gutes zu melden habe. Ich bin — was das Arbeiten betrifft — zu allem Guten träge, wie ein Claudius'scher Esquimaux; aber was die Esquimaux wol nicht sind, ich bin heiter und fröhlich. Gestern Mittag hatten wir ein rechtes Fest bei Reinbeck, an seinem Geburtstage. Da war ich so heiter, daß ich mir einen Feind wünschte, um die Wonne zu haben, von ganzer Seele mich mit ihm auszusöhnen. Übrigens steht es gar nicht arg mit mir. Ich hoffe noch ein Greis zu werden. Aber das sei bei Gott geschworen, sollte ich morgen früh mich dem garstigen Knochenmann in die Arme werfen, noch heute Abend wollte ich den Becher der Freude austrinken.

Ostern bringe ich Dir den Correggio von Öhlenschläger, ein geistreiches Werk des geistreichen Dänen. Vielleicht berede ich O., und komme zugleich mit ihm in der Bettenburg an. Dann setzest Du uns Deinen besten Wein vor, und wir zechen, als wenn die beste Welt unser wäre.

Heidelberg, am Neujahrsabend 1810.

Wie froh hat mich Dein Brief gemacht, herrlicher Alter! Ich kann Dir nicht beschreiben, wie während des Lesens Freude und Wehmuth in mir wechselten. Als ich zu Ende gelesen, stand mein Auge in Thränen. Ich überdachte so recht in seliger Stille die verlebten Tage in Stuttgart, und fühlte mein Glück, das mich Dir, Du Einziger, entgegengeführt hat. Dann und wann zu schreiben, hatte ich mir vorgenommen; jetzt, da Du Briefe sogar foderst, wohl mir, daß ich nun desto öfter schreiben darf.

Und der erste sei noch vom alten Jahre! Es war doch ein gutes Jahr, und ich nehme von ihm Abschied wie von einem Freunde, der nie wiederkehrt.

Du bist krank gewesen, Theurer? O warum war ich nicht bei Dir, um Dich zu pflegen, bei Dir zu wachen, Dir vorzulesen! Daß ich dies aus dem Grunde verstehe, wußte Schiller, der mich so gern

in den schlaflosen Nächten seiner Todeskrankheit bei sich hatte. Gottlob, Du bist wieder hergestellt.

Wie soll ich es Dir danken, daß Du meine Eltern so lieb hast! Doch dafür soll ja nicht gedankt werden. Es ist ein unauslöschlicher Glaube in mir, daß Liebe ohne Gegenliebe nicht denkbar, ein Unding ist. Liebe ist die Wechselwirkung zweier gleichgestimmter Gemüther; sie ist von dem Augenblicke an, wo sie aufkeimt, ewig. Und wie tröstlich ist dieser Glaube! Er verbürgt mir die Unsterblichkeit meines besseren Selbst. Noch in diesem Momente liebe ich Schiller und meinen Onkel Boie, wie da sie unter uns wandelten. Bliebe diese Liebe vom Reiche der Geister her unerwiedert, oder gäbe es gar kein Reich der Geister nach unserm irdischen Treiben; so müßte auch ich aufhören zu lieben, und ich fühle, das kann ich nicht. Wo sie auch sein mögen die geliebten Vorangegangenen, in meinem eignen Herzen finde ich die Überzeugung, daß nicht ewige Trennung, und noch weniger Vernichtung uns bevorsteht. Die Liebe ist das Band im Universum. Durch Liebe schauen Freunde auf einander über die weite Kluft des Todes; die Liebe knüpft Nationen, die längst dahin sind, an gegenwärtige; und es ist gewiß mehr als poetischer Glaube, wenn ich meine, Homer müsse

noch einmal mit meinem Vater, Shakspeare mit Göthe, Schiller, Öhlenschläger vereint werden.

Und damit Gruß und Kuß zum neuen Jahre!

Heidelberg, 20. März 1811.

Endlich kann ich die Zeit bestimmen, wo ich Dich wiedersehen soll, Du Herrlicher! Den 25. März reise ich von hier nach Würzburg. Ob es von da nach Schweinfurt, oder erst nach Meiningen gehn soll, ist noch unentschieden. Ich habe eine große Sehnsucht, Ernst Wagner *) kennen zu lernen, zumal da ich weiß, ich werde ihm willkommen sein. Sind wir doch in Einem Stücke, in der Liebe zu unserm Truchseß, völlig eins, und so werden wir's ja auch in anderen sein. Wann ich unter diesen Umständen auf der Bettenburg anlange, weißt Du wol besser als ich.

Dank für Deine Warnung. Nein, ich will gewiß nicht zu viel arbeiten. Das will ich Dir mit Kuß und Handschlag versprechen. Ach! ich habe nur zu viel in meinem Leben unthätig sein müssen! Ganze Jahre sind mir schon durch Krankheit geraubt worden.

*) Verfasser des Wilibald, der Isidore und der reisenden Maler.

Deinen Brief kann ich heute nicht beantworten. Ich bin zu unruhig dazu. Lebe wohl, Du theurer Truchseß. In kurzer Zeit bin ich bei Dir.

Heidelberg, 4. Mai 1811.

Endlich in meiner kleinen Stube erwache ich aus meinem schönen Reisetraum, und fühle es erst so recht, wie glücklich ich gewesen bin, und noch bin in der Erinnerung all des Schönen, das ich genossen. Die Reise hat mir an Leib und Seele wohl gethan. Mir ist ja das Höchste zu Theil geworden, das ich mir denken kann, Umgang mit Menschen, zu denen ich mit Liebe und Ehrfurcht emporschaue. Du Herrlicher, denke ich an unser friedliches Zusammenleben auf Deiner friedlichen Burg, an unsre Gespräche, Vorlesungen, an unsre Spaziergänge, kleinen Reisen zu Verwandten, an Deine Erzählungen, an Deine aus der innersten Seele hervorgequollenen Worte in der Todtenkapelle, auf dem Grabe Deines geliebten Vaters, an der Säule der Geschwisterliebe — o Dein eignes Herz muß Dir's sagen, wie ich dann bald von Freude, bald von stiller wohlthätiger Wehmuth durchdrungen bin. Dann möchte ich zu Dir fliegen, Dir die Hand drücken, an Deinem Herzen Thränen weinen. Habe Dank

für Alles, für nichts aber so sehr, als für den Augenblick, wo Du mich und meinen Bruder *) in Deine Arme schlossest, und uns hießest Brüder bleiben unser Lebelang.

Als wir uns in Meiningen trennten, saßen wir eine Zeitlang still und nachdenkend im Wagen; dann überließen wir uns im herzlichen Gespräche der Freude über das Genossene, und unsre Herzen schlugen warm für den geliebten Bettenburger.

Wie ist mir die Zeit meiner Reise so schnell verschwunden — und doch, wie groß ist ihr Raum, wenn ich ihn überschaue. Die fünf Wochen scheinen sich zu so viel Monaten auszudehnen. Als ich im vorigen Sommer fünf Monate krank lag, war es fast umgekehrt, außer wenn einige Lichtstrahlen, wie in Stuttgart, die Finsterniß durchbrachen. Die Freude hat mich gesund gemacht, nicht der Ärzte Naphta und Phosphorus; drum will ich der Freude huldigen, bis mir der Genius des Todes naht und die Fackel löscht. Wie ist mir unser Wagner bei seiner Lahmheit ehrwürdig geworden. „Solche Kleinigkeiten,“ sagte er, „muß man nicht achten, wenn das Herz nur froh ist.“ So spricht auch mein

*) Die sich dort zusammengefunden hatten.

geliebter Bettenburger bei seiner Blindheit und Taubheit. So hoffe auch ich einst sagen zu können, wenn ich mich noch mehr in der Schule des Lebens gebildet habe.

Ernst Wagner ist ein herrlicher Mensch; sein großes, offenes, redliches Auge, sein biederes Wesen und die unwiderstehliche männliche Freundlichkeit in all seinen Mienen hätten mich angezogen, auch wenn ich noch nichts von ihm gewußt, mich nicht bereits sein Wilibald erwärmt hätte. So aber sah ich nur, wie ich zu ihm trat, was ich schon kannte.

In Weimar fand ich alles beim Alten. Bei meinen Collegen und ehemaligen Schülern, beim wackern Generalsuperintendenten Vogt stehe ich noch in gutem Andenken. Die Schiller wollte mich durchaus herbergen. Zum erstenmale sah ich meines geliebten Schillers Zimmer nach seinem Tode wieder, wo ich so oft fröhlich mit ihm war, wo wir den Othello gemeinschaftlich bearbeiteten, wo wir manches Glas Wein tranken, wo ich ihn zuletzt erkranken, hinscheiden und sterben sah. Heil dem Guten, Unvergeßlichen!

Zu Göthe ging ich mit sehr geringen Ansprüchen. Daß er mir noch gut war, wußte ich; daß er mir die alte Herzlichkeit sollte erhalten haben, durfte ich

kaum hoffen, wie sehr ich's auch wünschte. Ich war ja seit 4½ Jahren sein Hausfreund nicht mehr, und in solcher Zeit ändert sich manches. Er empfing mich nicht eben herzlich, aber mit einer Freundlichkeit, die von Herzen kam, und ich ging vergnügt von ihm. Denk Dir nun meine Freude, als ich am folgenden Mittage bei ihm ganz den alten, väterlich gesinnten, liebenden Freund wiederfand. Nachher sah ich ihn noch zweimal in unvergeßlichen Stunden.

Wieland ist recht alt geworden, ein liebenswürdiger, ruhiger Greis, der von seinem Elemente getragen wird, das er sich selbst gebildet hat, und wie Herodots Makrobier einst sanft hinüberschlummern wird.

Man hat mich zum akademischen Senator erwählt und mir die Professur der Eloquenz neben meiner jetzigen übertragen. Das erste habe ich dankbar angenommen, das zweite höflichst abgelehnt. Es ist meine Sache nicht, jährlich zwei Programme zu schreiben und der Fürsten Lob in lateinischen Floskeln zu ertönen. Es sei eine große Ehre, sagt mein College Th., die ich nicht ausschlagen müsse. Allein ich denke, ich werde auch ohne diese Ehre noch ziemlich ehrenvoll durch die Welt kommen.

O Du Theurer, ich habe Dich noch einmal so

lieb, seit ich Dich in Deiner Umgebung, in Deinem Elemente gesehen, und diese Liebe ist mir wohlthätig; sie spornt mich und macht mir das Gute und Schöne klarer und anschaulicher. Gewiß Du bist mir auch etwas gut. Deine freundlichen Blicke redeten Wahrheit, und wenn ich recht froh sein will, so vergegenwärtige ich sie mir. Ungerufen steht Dein Bild vor mir, und wo ich mich hinwende, da folgt es mir auf den leisesten Wink.

Der Frühling hat diesmal Riesenschritte vor mir gemacht, da ich von dem ziemlich luftigen Weimar mit Windeseile nach dem warmen Neckarthale kam. Es war mir, als säh' ich auf einem Taschenspielerteller Samenkörner in einigen Minuten keimen, blühen und Früchte tragen, denn in unserm Garten hangen die Bäume schon voll kleiner Früchte.

Ich umarme Dich von ganzer Seele.

Heidelberg, 19. Mai 1811.

Stelle ich Dich denn wirklich zu hoch, wie Du mehrmals geäußert hast? Ich verstehe das nicht; ich habe Dir nie eine Schmeichelei gesagt, zu keinem Menschen hab' ich's; ich habe nur gesprochen und geschrieben, wie mir's um's Herz war. Daß ich durch und durch warm bin, wenn ich an Dich denke,

ist wahr; daß, wenn ich an Dich schreibe, und lieber bei Dir säße und durch einen Händedruck mehr sagte, als ich's in Worten kann, mitunter so ein Händedruck in meine Worte übergeht, mag auch wahr sein — und dies, Du lieber Alter, nennst Du „zu hoch stellen". Sei mir weniger als Du bist, so will ich Dich tiefer stellen — oder besser, bleibe mir was Du bist, damit ich immer denken und fühlen kann, wie ich's thue.

Mein Vater sagte vorigen Herbst zur Sch. . . . . (als eine geistreiche Schriftstellerin ihn besuchen wollte): „um Gottes Willen, schildern Sie mich wie einen Bären." Es kann dazu kommen, daß ich auch Dich einmal als einen Bären darstelle. Sieh! und dann kommst Du tief genug zu stehen.

Man will mir jetzt die Geschäfte des Professors der Beredsamkeit provisorisch aufladen. Ich habe auch dieses sehr höflich abgelehnt, und an den äsopischen Bauer erinnert, der das Pferd viel streichelte und bat, sich nur Einmal ins Joch spannen zu lassen. Als das gute Pferd darin war, mußte es darin bleiben, und sitzt vielleicht noch darin.

Von Graf Benzel ist so eben der Cid (nach Pierre Corneille) erschienen. Die Arbeit ist brav, aber — Gott mag wissen, woher es kommt — mir

will die französische Comödie nicht ein. Die Leute erzählen so viel von ihren Gefühlen, und das macht mich mißtrauisch. Wer fühlt und ist zu gleicher Zeit Selbstbeobachter und Darsteller seines Innern? —

Heidelberg, 22. September 1811.

Es freut mich, daß Du Dich an Correggio gelabt hast. Wenn ich dies Stück für Öhlenschlägers genialstes und anziehendstes erkläre, so ist das gewiß nicht ein bloß aufwallendes Gefühl. Das ist ja ein Zeichen des Genius, wenn aus Nichts Etwas, und aus kleinem Stoffe ein Großes geschaffen wird. Wenn man von Correggio historisch weiß, er habe sich an einem Sack Geld zu Tode getragen, so wird es manchem eine Thorheit dünken, dies zu einer Tragödie erheben zu wollen —, und wie herrlich hat O. den Sack angebracht, der ihm unter den Händen zu einem schönen Symbole der Lebensmühseligkeiten wird. Wie trefflich ist alles motivirt, von den bedeutenden 80 Scudi an bis auf den Punkt, wo ihm zu Spott und Hohn der Teufel Batista den Sack aufhalset! Wie schön paßt zu allem die Krankheit des Antonio, die durch Gemüthsbewegungen aller Art wieder aufgeregt die traurig schöne Catastrophe von Antonio's Tode herbeiführt! Der kindlich-un-

schuldige Antonio, der liebenswürdige Giulio und der biederherzige Titan Michel, welch ein köstliches Bild gewähren die drei; — und verdient O. nicht geküßt zu werden, daß er immer den Menschen über den Künstler stellt, und so recht anschaulich die ewige, unerschütterlich feste Wahrheit darlegt, daß nur der gute Mensch auch der gute Künstler sein könne? — Wie hat er uns Antonio's Begeisterung für die Kunst gezeigt, indem er seinen Giovanni schilt, und gleich darauf ihm Männer an der Wand machen hilft — und den göttlichen Zug, wo er den hereintretenden Ottavio, ohne ihn zu grüßen, fragt: „wer hat die heilige Cäcilie gemalt!" und dann die wahrhaft göttliche Begeisterung, als er vor diesem Bilde zum Erstenmale so recht lebhaft fühlt, er sei auch ein Maler! — Ferner Antonio's Traum und Bekränzung. Und wie ist das alles vom Dichter benutzt, als Hindeutung auf das höhere ewige Leben des Künstlers! So auch der Vergißmeinnicht-Kranz, den Giovanni dem sterbenden Vater aufs Haupt setzt. Wie natürlich ist diese zwiefache Bekränzung eingeleitet, und ein wie hoher uns über uns selbst erhebender Sinn hineingelegt worden! Überhaupt ist das eine köstliche Seite bei O., daß er oft scheinbar

Einfaches, ja Unbedeutendes hinstellt und unbemerkt durch tiefe Bedeutung adelt.

Fouqué's Sigurd ist brav und gut; aber sind wir in der Beurtheilung auch gerecht? Scheiden wir hinlänglich den Stoff von dem Dichter? Öhlenschläger verschmäht einen — so zu sagen — brillanten Stoff, der Kraft seines Genius vertrauend. Würde Fouqué aus dem Stoffe des Correggio etwas so Ergreifendes gemacht haben? Ich zweifle.

Heidelberg, 12. März 1812.

Trauert um die Traurenden,
Nicht um den Entschlafenen,
Er ist in Ruhe,
Wir sind in Thränen.

Also ist er nicht mehr unter uns, der gute, kindliche, edle Ernst Wagner; ist zu der großen Heimath zurückgekehrt, wohin wir alle, der früher, der später, ihm nachfolgen werden! Truchseß, wie hat mich Dein Brief gerührt, und uns alle! Wir empfingen ihn bei Tische, und waren stumm vor Trauer und Wehmuth. Dann nahm mein Vater ein Glas, wir klingten an und sagten: „Dies unserm Wagner." „Wieder ein guter Mensch weniger in der Welt," fügte mein Vater hinzu. Und so hatten wir seine

Todtenfeier — ach! für ihn die Feier einer schöneren Wiedergeburt — gefeiert.

Du guter Ernst, dich sollen wir nicht wiedersehn, oder dein kleines, freundliches Stübchen ohne dich! Und wäre es noch das liebe freundliche Stübchen, wo uns vor einem Jahre so wohl ward durch dein beseligendes Gespräch, durch deine heroische Heiterkeit und stille Ergebung! — Wohl dir, du hast ausgeduldet! —

Heidelberg, 27. April 1812.

Da bin ich wieder in Heidelberg, und die schönen Tage auf der Bettenburg liegen wie ein Traum in einer schönen Morgenstunde hinter mir; aber es ist ein Traum, der nach dem Erwachen noch erquickt. Welchen Dank bin ich Dir von neuem schuldig! denn ich bin gesund, an Seele und Leib gesund zurückgekehrt; selbst der letzte Rest von Schwäche ist geschwunden.

Da kam ein Brief von Dir, der uns recht gelabt hat. Daß Du mich vermissen wirst, freut mich innig. Ich glaube es, wiewohl ich manchmal das Gefühl hatte, ich könnte Dir gar zu wenig sein. Aber Du bist so gut, und foderst nicht viel von einem, der mehr dem Schreibtische als der Welt angehört.

Ein kräftiger Mensch im Leben werde ich nie; mir ist von Gott die Sphäre angewiesen, auf dem Lehrstuhle zu wirken durch das, was ich habe, nicht durch das, was ich bin. Auch gut, denke ich; wenn ich aber Männern begegne von solcher Kraft und Vollendung, wie **, — um Dich selbst nicht zu nennen — so beuge ich mein Knie in Ehrfurcht. Doch solche Leute, wie ich, sind auch nothwendig, und Du willst nur, daß man in der angewiesenen Sphäre vollkommen zu werden strebe.

Ich sehe Dich nun immer in Gedanken, bald auf dem Sofa ruhen, und möchte dann so gern hin und Dir vorlesen. Bald spazierst Du vor meinen Augen in den Anlagen, und ich träume mich Dir zur Seite. Dann gehn wir auf den Huttenberg, und das Auge irrt von dort auf die große vom Rhöngebirg umkränzte Gegend. Wie freundlich muß der Sommer bei Dir sein, da es schon der Winter ist! Ich war immer herzlich froh, wenn uns ein Tag im Zimmer unter Lesen und Gespräch hinschlüpfte, mochte es draußen hageln und stürmen! Unvergeßlich bleiben mir die köstlichen Sigurdtage. Der Sigurd klingt mir noch immer in der Seele nach. Aber Werners Weihe der Kraft lese ich so bald nicht wieder. Sind denn Hyacinthen und Weinstock nicht für sich

genug, daß sie noch zu Symbolen für verschrobene Gefühle und Phantasieen dienen müssen? Wernern sollte zur Strafe dafür der Genuß des Weines auf immer untersagt werden. Dann ließe er Karfunkeln, Hyacinthen, Weinstöcke, Theobalden und Theresen wol auf immer fahren.

Heidelberg, 6. September 1812.

Fouqué's Undine habe ich nun auch gelesen, eine gar liebliche Dichtung. Gleich vom Anfange an ist alles so schön mährchenhaft gehalten, und wir sind heimisch in der Welt, wo Undinen und Kobolde, die Bewohner einer phantastischen Traumwelt, hingehören. Undine hat vor ihrer Beseelung ganz die Natur ihres Elements, ein liebliches Bächlein, bald still und das Sonnenlicht hehr zurückstrahlend, bald wild, aber anmuthig wild, und sogar ein wenig gutmüthig neckisch, wenn einmal ein Kiesel ihr in den Weg tritt. Ja manchmal scheint sie nicht blos allegorisch, sondern ganz eigentlich ein Bächlein, z. B. gleich bei ihrem ersten Auftreten, wo ein Guß durch die Fensterscheiben fliegt, und der Fischer zu seiner Frau sagt: „Du hast es mit Undinen und ich mit dem See." Der Moment der Beseelung ist erhaben schön, und nun das innige, treue, liebende

Wesen nach der Beseelung. Bei ihrem Wunsche, die alten Leute zu verlassen, ehe diese die Seele in ihr spürten, um ihnen einen Schmerz zu ersparen, traten mir die Thränen in die Augen. Gar rührend ist auch ihre Erzählung von Bertalda's Herkunft, und die Scene, bevor sie in der Donau als Wasser verrinnt, das hingehaltene Korallenband, und die letzten Worte, die noch aus den Wellen der Donau nachmurmeln. Und zu dieser innigen Seele ist schon von Anbeginn an die Anlage.

Laß Dir doch Shakspeare's Sturm vorlesen. Im fünften Akte bittet der Luftgeist Ariel seinen Meister: er möge sich der Unglücklichen erbarmen; und Prospero antwortet ihm: „Hast du, der du bloß Luft bist, schon eine Regung von Mitleid, wie viel mehr muß ich ein völliges Erbarmen haben, der ich ihres Gleichen bin." Sieh da, ganz unsre Undine; in ihrer Liebe zum Ritter, in ihrer Gutmüthigkeit, ja in ihrem anmuthigen Trotze, worauf jedesmal ein so gefälliges Schmeicheln folgt, kündigt sich ihre später eintretende Innigkeit an. Sie verdient, gleich wie Ariel, schon eine Seele zu haben, wo sie noch keine hat. — Gar geschickt hat der Dichter alles Zauberhafte von ihr entfernt, wenigstens von ihrer Person. Wenn sie den Elementen gebietet, den

Regen zurückzuhalten, bis sie die Hütte erreicht, so erscheint das wie ein muthwilliger Scherz, der zufällig eintrifft; das Weinfaß, welches sie schafft, ist wie durch Zufall herbeigetrieben; als sie mit ihrem Finger Runen auf den Stein schreibt, fügt der Dichter sehr artig hinzu: „sie mußte sehr was ätzendes am Finger gehabt haben." — Grade so macht es Shakspeare mit seinem Prospero, dessen Zauberei bloß in seinen Büchern, seinem Mantel und Stabe ruht. Und so muß es sein: was wir so recht lieben sollen, muß kein Zauberer, keine Nixe, sondern unsers Gleichen sein. Wunderbar schön sind die Spukereien im Walde, von denen man oft nicht weiß, ob es Gebilde der Phantasie oder wirkliche Wesen sind, und diese Unbestimmtheit finde ich so charakteristisch. Shakspeare sagt einmal:

Und in der Nacht, wenn uns ein Graun befällt,
Wie leicht, daß man den Busch für einen Bären hält.

In Nacht und Abenddunkel, an schaurige Plätze, in Wälder, auf Haiden gehören solche Wesen hin; selbst wenn sie der Volksglaube zu selbstständigen Wesen erhoben hat, müssen sie doch dort bleiben, wo sie die Phantasie zuerst ausgebar. Voltaire, der Shakspeare's Hamlet überbieten wollte, läßt in seiner Semiramis am hellen Mittage auf offenem Markte einen

Geist *) erscheinen, und nichts kann lächerlicher sein als dieser Mißgriff. Dagegen lobe ich mir Fouqué's Erdgeister, den halbbärenhaften Zwerg, der oben am Baum die Zweige abknuspert, um den Ritter zu braten, vor allen aber den unübertrefflich gezeichneten Kühleborn. Ein rauschender und weißschäumender Waldstrom kann wohl dem einsamen Wanderer wie ein Mann oder ein Kärnerwagen vorkommen; aber der erste gewiß nur als ein weißgekleideter, der andere muß weiße Schimmel vorhaben, eine weiße Tuchdecke, Wolle, Baumwolle, kurz etwas weißes als Ladung u. s. w.; er muß bergunter fahren; bergauf wäre hier so sehr gegen das Geisterkostüm, wie z. B. eine rothe Farbe. Untersuch doch einmal den Fouqué in diesen Kleinigkeiten, nie findest Du einen Verstoß, und das ist mir ein Beweis, wie ganz bis zur Wurzel er das Geisterreich ergriffen hat. — Und dann die schöne Vermischung des Wirklichen und Phantastischen. Daß Kühleborn, nach der Idee des Verfassers, den Reisenden als ein fleischlicher und leiblicher Ordensbruder erscheint, mit ihnen geht, und sich nachher in

---

*) Man vergleiche Lessings Bemerkungen über den Voltaire'schen Geist in der Dramaturgie. 1. Thl. No. XI u. XII.

einen Wasserfall verwandelt, davon bin ich überzeugt; aber alles ist vom Dichter so gehalten, daß man es zugleich als eine Täuschung der Phantasie nehmen kann, und da behagt mir das flatternde Gewand, das der Kühleborn alle Augenblicke aufraffen oder über den Arm schlagen muß, ohne daß es ihn im Gehen hindert. Ich meine, grade so müßte ein Mann aussehen, den sich bei Nacht und Nebel meine Phantasie aus einem Strom und Wasserfall schüfe. — Mehr aber als alles spricht mich das Herzliche und Innige an, das nicht blos den Personen im Buche, sondern auch dem Verfasser zu Gute kommt. Nur ein biederer, herzlicher, nicht auf die Mode, sondern auf die ewige Natursitte schauender Mann kann so schreiben. Glaube aber darum nicht, daß ich Fouqué's blinder Verehrer bin. Sein Todesbund behagt mir nicht, so wenig wie die vaterländischen Schauspiele und einige Gedichte, z. B. das Schlachtfeld. Im Todesbund ist viel Schönes, aber das Ganze fesselt nicht.

Der Vater hat nun 8 Stücke vom Aristofanes fertig. Das letzte schloß mit einem 38silbigen Worte, das ihn fast einen ganzen Tag gekostet hat, aber auch herrlich gelungen ist. Du würdest am Aristofanes viel Behagen finden, wenn er ihn Dir stellen-

weise vorläse. Kein Sterblicher außer ihm ist so reich und unerschöpflich an Witz und Laune gewesen, selbst Shakspeare nicht. Wenn ich dagegen einen W..... halte, der seine paar Witzblasen kümmerlich heraufpumpt und springen läßt, so fühle ich's so recht, wie ungleich der liebe Gott seine Gaben vertheilt hat. Aber merkwürdig ist es doch, daß hoher Geist immer mit Bescheidenheit gepaart ist; die winzigen Talentchen dagegen ziehen eine Glorie um sich und bedecken sich mit Vergrößerungsgläsern. Fouqué soll seine Undine für nichts halten; natürlich, er hat sie nicht gemacht, sondern sie ist in ihm entstanden. Wenn wir einen Solospieler die schwierigsten und verwickeltsten Sätze vortragen hören, so bewundern wir Laien ihn; er selbst thut nichts, als in seinem Elemente athmen.

Die juristische Facultät hat unserm Stadtdirector Pf. neulich das Doctordiplom geschenkt. Drauf gab er einen unabsehbaren Schmaus. Von 8 Uhr Abends bis tief in die Nacht saßen wir bei Tische, und tranken Johannisberger und Champagner, bis sich die Welt zu drehen anfing. Aber das muß auch mitunter kommen. Nach einem solchen Tage der geistigen Aufregung folgen dann wohl 50 des nüchternsten

Fleißes, bis ein neuer Blitz das trübe Einerlei durchzuckt.

Heidelberg, 13. December 1812.

Fouqué's Zauberring hat mich hingerissen; ich war wie geblendet von all den Wundern, die sich mir aufthaten, und jetzt, da ich einer ruhigen Betrachtung fähig geworden bin, muß ich erstaunen über den fein angelegten Plan und die organische Ordnung in dem scheinbar chaotischen Gewirre und Gewühle origineller Dichtungen. In dem Werke regt sich was von Cervantischem Geiste, und was noch schöner ist, von Cervantischer Gemüthlichkeit und Herzensgüte. Und welche Fülle an Erfindungen! Am behaglichsten aber wird mir zu Muthe, wenn er uns das nordische Wesen und Treiben malt und die stille Häuslichkeit in Ritter Hughs gastfreier Burg, oder bei der Frau Minnetrost. Nenne mir einen, der das Grauen und Entsetzen kräftiger darzustellen und mit solcher Lieblichkeit und Anmuth zu verbinden weiß, daß der anfängliche Schreck sich in ein sanftes Gefühl auflös't. Der Besuch beim Köhler und dessen taubblinder Mutter mit alle dem, was daraus hervorgeht, bis zu Heerdegens Bestattung ist in dieser Hinsicht ein Meisterstück.

Über Calderon muß ich meine Ansicht etwas umständlicher hersetzen, um den Verdacht abzuwenden, als sei ich Bewunderer aus Nachsprecherei oder gänger Modegewohnheit. Schon 4—5 Jahre vor der Erscheinung von Schlegels Vorlesungen, als ich noch in Weimar stand, und mit Herrn von Jariges gemeinschaftlich Schlegels Calderon Th. 1. recensirte, sagte ich Folgendes:

„In den Dramen ist es ihren (der Spanier) Dichtern nicht sowohl um ausgeführte Charakterzeichnung und regelmäßig und umständlich motivirte Handlungen zu thun, so daß sie vorzüglich den Verstand in Anspruch nähmen — sie geben vielmehr nur allgemeine freie Umrisse, die sie durch charakteristische Farben beleben, ohne sie bis auf physiognomische Bestimmtheit auszumalen, und die Handlungen erscheinen mehr als unmittelbare Wirkungen des Innern, denn als Resultate der Überlegung. Wenn Shakspeare, gleich einem Philosophen, unbekümmert was sich ergebe, in die letzten Tiefen der menschlichen Natur kühn hinabsteigt, und mit der Treue eines von keinem Wunsche bestochenen Ergründers das ans Licht heraufschafft, was sein Seherblick entdeckte; wenn er das Leben nach allen Richtungen, in allen Farben zeigt, und in einer stetigen Reihe der

Entwickelung es vom Quellpunkte an bis zu seiner Erlöschung, fast wie ein genauer Zergliederer, vor die Augen führt — so erscheinen dagegen Calderons Schöpfungen wie hinter einem feinen durchsichtigen Schleier, wie in einem magischen Spiegel; irgend ein Zauberschein umschwebt sie, sei es ein verborgener allegorischer Sinn, eine mystische Bedeutsamkeit, oder das Phantastische einer abentheuerlichen Stimmung; selbst in den rein historischen Dramen, bei einer bestimmten Charakteristik liegt etwas verborgen, das die Einbildung mehr ahnet, als schauet, mehr dunkel fühlt, als sieht. Calderon sucht nicht sowohl die Bedeutung des menschlichen Lebens und Treibens durch Darlegung und Enthüllung des Innern zu entziffern, vielmehr stellt er die Erscheinungen desselben unmittelbar, und zwar in den auffallendsten und wirksamsten Situationen und schnell vorübergehend dar, so daß wir uns mehr vielseitig angeregt als eigentlich erschüttert, mehr ergötzt als mit Gewalt fortgerissen fühlen. Kurz, Shakspeare führt uns mit der Kühnheit des nordischen Verstandes in die Tiefen des ihm verwandten Geisterreichs selbst hinein; Calderon, mit südlicher Wollust am Dufte der Blume und ihrem Schmelze hangend, läßt uns den in den Erscheinungen verborgenen Gift ahnden."

Diese Charakteristik, die ich noch jetzt für wahr, wiewohl lange nicht für erschöpfend halte, zeigt Dir gewiß, wie weit ich entfernt bin, diese Dichter zu parallelisiren. Nichts kann entgegengesetzter sein, als beide, und unstreitig gebührt Shakspeare, als dem Mitschöpfer und Bruder der Natur und der Gottheit, der Vorzug. Aber soll ich darum seinem Geniusverwandten nicht auch zugethan sein? Dem Dichter, der nun schon zwei Jahrhunderte hindurch sein Vaterland beherrscht? Calderon ist einer der nationalsten Dichter, die ich kenne, und durch ihn schon in sein gesegnetes Vaterland zu blicken und dieses in der Verklärung seines Gemüthes zu schauen, ist eine Wonne. Die langen Reden, die gehäuften Gleichnisse, in vielen Stücken der Mangel an Charakteristik, dies und anderes paßt nicht für uns, weil wir keine Spanier sind; daher auch wol ein Stück wie die Brücke von Mantible auf unsern Bühnen ungenießbar sein würde. Drum aber ist es mir nicht weniger ergötzlich, zumal wenn ich Schilderungen der Nation von spanischen Reisebeschreibern gleichsam als Commentar daneben halte. Nichts kann widersinniger für uns sein, als im standhaften Prinzen gleich vorn die Rede der Phönix über den Wettstreit des Meers und des Blumengartens; lese ich aber von

Gärten in Spanien, die in der üppigsten Blumenpracht bis ans Meer reichen — und so gleichsam die Vermählung des Erhabenen und Lieblichen im Bilde feiern — so begreife ich des Spaniers Entzücken darüber, und sehe, daß der Dichter nichts wesenloses, phantastisches hinstellte, sondern die wirkliche Natur mit begeistertem Gemüth anschaute. Und welch ein liebliches Bild, wo das Meer, neidisch über die Pracht des Gartens, es ihm gleichzuthun strebt, und mit Hülfe des selbigen Zephyrs, der den Blumen Farbe und Schmelz geliehen, nun anfängt zu schäumen und aufzuschwellen, bis endlich beide in voller Herrlichkeit dastehen, und sich eins an den Wiederscheinen des andern labt. — Beseelung der leblosen Natur, die den wahren Dichter verräth! — Wahrhaft dramatisch aber für alle Bühnen aller Nationen, versteht sich mit gehöriger Ummodelung, Zusammenziehung und Verwischung des bloß Nationellen, dünkt mir der standhafte Prinz. Wo ist ein kräftigeres Bild der Standhaftigkeit gezeichnet, als dieser Fernando? Erst sein edelmüthiges Verfahren gegen den edlen (nur in niedrigerem Range edlen) Muley, dem er die Freiheit schenkt; dann sein herzliches Benehmen gegen die Christensclaven; endlich seine Beharrlichkeit in der Verweigerung Ceuta's.

Die Stadt gehörte Gotte zu und Christo — bedenk, was das dem Spanier heißt! — sie dem christlichen Glauben zu erhalten, das Eindringen mohrischer Abgötterei abzuwehren, das ist sein augenblicklicher, im innersten Herzen ruhender Entschluß, seine religiöse Freudigkeit. Er weiß, daß er sterben muß, daß tausendfache Martern seiner warten; nichts kümmert ihn, er stirbt für die Sache der Religion, tröstet leidend und verscheidend seine Mitsklaven, und lebt so auf Erden schon im Himmel. Wahrlich, wer solch ein Bild mit der Kraft darstellte, muß ein edler Mensch und Dichter gewesen sein! — Daß ich die Andacht zum Kreuze, wie überhaupt die geistlichen Stücke des Calderon nicht gern habe, bekenne ich gern. Ich bin kein spanischer Katholik, und mir scheint daher manches fratzenhaft — Gottlob! füge ich hinzu —, was dem Spanier höchst heilig ist. Aber auch diese Stücke bleiben mir immer merkwürdig, theilweis ergötzend und rührend, wie etwa die und jene Blume des Auslandes, die ich bewundere und mit Wohlgefallen sogar betrachte, ohne daß ich sie als tägliche Gesellschafterin im Zimmer haben möchte. — Fragt man nun aber, sollen wir diese Stücke nachahmen, sollen wir in Calderons Geist fortdichten, so sage ich Nein! wir sollen es nicht,

weil wir es nicht können. Wir müßten uns entdeutschen, und wozu? um spanische Fratzen zu werden. In der Seele fatal sind mir die Nachahmungen, der Lacrymas, der Alarcos, selbst Fouqué's dramatische Spiele. Aber ich meine auch, Calderon könnte auf unsre Dichter wirken, etwa wie ein befruchtender Blütenstaub, der die Phantasie anregte, ohne ihr eine fratzenhafte Richtung zu geben.

Heidelberg, 20. September 1813.

Vor kurzem habe ich die Corinna gelesen, aber nur schnell und mit Überschlagung manches artistischen Kapitels. Dieser Roman hat mich unbeschreiblich angezogen, und ich freue mich auf die zweite Durchlesung. Ich bewundere die Kenntniß des menschlichen Herzens und die vielseitige Lebensweisheit der Verfasserin, die Kühnheit der Erfindung und die Leichtigkeit, mit der alles durchgeführt ist. Frau von Stael muß selbst eine Art von Corinna sein, sollte sie auch nicht grade aus dem Stegreif improvisiren können, was sie die Corinna improvisiren läßt; aber die Bildung, die Beweglichkeit des Gemüths, die künstlerische und historische Gelehrsamkeit, die Geistesgegenwart, welche Corinna auszeichnen, sind gewiß ihr Eigenthum. Die Gesänge der

Corinna sind meisterhaft, besonders der erste von da an, wo sie sich an Oswald wendet, und der Schwanengesang. Vieles in dem Romane hätte besser in eine Reisebeschreibung gepaßt. Aber macht Frau v. St. den Gebrauch von ihren Reisen, so wünsche ich, daß sie uns auch schwedische, englische und deutsche Romane verschaffe.

Der Zauberring ist doch eine Kost, die ich nicht oft genießen mag. Das viele Anmuthige, Sittige, Lächelnde, Zierliche darin kömmt mir wie köstliche Wiener Torten, Baumkuchen und Mallaga vor. Fouqué hat eine gewisse Manier, die häufig der Hoheit seiner Erfindungen schadet, von der auch die Undine nicht ganz frei ist. Ein wesentlicher Anstoß für mich sind außerdem die Christereien und Weihwassergeschichten. Ottur z. B. ist mir zuwider von seiner Zelotesperiode an, und der herrliche Nureddin verliert für mich auch das Interesse, als er zum Christophorus wird u. s. w.

Solon hieß den ehrlos sein, der bei wichtigen Staatsangelegenheiten partheilos blieb. Bei uns wird die Partheilosigkeit manchmal eine Tugend genannt. Wohl, ich nenne sie auch so, wenn das Ausschließen einer vorgefaßten Meinung und dergleichen darunter verstanden wird. Aber die meisten

verstehn das weder Gott noch dem Teufel dienen darunter, und da behaupte ich, daß die Liebe des Guten nur mit dem Hasse des Schlechten bestehn kann, daß die Bewunderung Schillers eine Verachtung W.....s voraussetzt, und in diesem Sinne will ich, wo mir eine Stimme zusteht, immer partheiisch, nie partheilos sein.

Das neuste, so mir zu Gesicht gekommen ist, sind die Kinder- und Hausmährchen von den Gebrüdern Grimm aus Cassel. Die Sammlung enthält gegen 90 Erzählungen, wie sie noch jetzt unter dem Volke leben. Einige darunter sind ungemein schön, voll tiefes Sinnes, und einfach und gut erzählt. Die meisten aber sind wahrer Schund, oder wenn auch der Keim gesund, doch in der Form durchaus verwahrlost. Ich fodere auch hier das Ideal eines Erzählers, und findet sich der in der Wirklichkeit nicht, so muß der Schriftsteller seinen Platz vertreten. Mit solchen Sagen, wie überhaupt mit der sogenannten altdeutschen Poesie, wovon jenes die Brosame sind, wird heut zu Tage eine wahre Abgötterei getrieben, und je rostiger und zerfressener etwas erscheint, für je tiefsinniger gilt es. Als historische Denkmale für den, der die deutsche Poesie von ihrem ersten Ursprunge an genetisch überschauen will, mögen der-

gleichen Produkte gelten; nur wolle man sie uns nicht als das höchste der Poesie aufdringen und für ein verlorenes Paradies verkaufen, zu dem wir trotz dem Engel mit dem feurigen Schwerte wieder zurückkehren sollen. Man tadelt mit Recht den Schwulst der Lohensteinschen Periode; aber die affektirte Kindlichkeit und Einfachheit, die uns jetzt überzieht, ist eben so verdammlich.

Neulich besuchte uns der Däne Bröndstedt, der sieben Jahre lang in Paris, Rom und Griechenland zugebracht hat. Fast keine Provinz des alten Hellas ist von ihm unbesucht geblieben, so auch vom trojanischen Gebiete. Für Göthe hat er einen schönen Spazierstock mitgebracht aus dem Palmbaum auf der Athenischen Akropolis. Damit wird der alte Papa recht einherstolziren, wenn er auf der Straße geht.

Heidelberg, 24. Oktober 1813.

Die Künstler in Rom sind mit dem Correggio höchst unzufrieden. Öhlenschlägers Darstellung des von ihnen hochgefeierten Mannes paßt nicht zu ihrem historischen Bilde; so auch nicht sein Michel Angelo und Julio Romano. Ferner sollen die Urtheile über Gemälde höchst mangelhaft und vom artistischen Gesichtspunkte aus auch falsch sein. Ich begreife sehr

wohl, und glaube, O. hätte besser gethan, wenn er den Personen im Stücke andere Namen gegeben hätte oder tiefer in ihre Naturen eingedrungen wäre, um ein Werk zu liefern, das neben dem unendlich vielen menschlich Schönen auch den Werth historischer Genauigkeit und Wahrheit hätte wie Shakspeare's Julius Cäsar, und überhaupt seine historischen Stücke, die einen Geschichtsforscher sogar leiten können. Den Shakspeare sollte er unablässig studiren, nicht um ihn nachzuahmen, sondern um durch ihn groß wie er zu werden, und dann mit gleicher Freiheit die Ideale der Natur nachbilden. Aber ich fürchte, er wird in Kopenhagen stille stehn, oder gar durch den rauschenden Beifall vom Zeitgeiste befangener Zuschauer geleitet, ins Abentheuerliche und Fantastische hineingerathen. Schon im Aladin sind davon Spuren, noch mehr in dem für mich ganz ungenießbaren Gedichte: Jesus in der Natur. — Übrigens kenne ich keinen Dichter, der von seiner Trefflichkeit so fest überzeugt wäre, wie Öhlenschläger. Sein Glaube, den er mir oft ausgesprochen: „das Genie könne nicht irren", steckt zu tief in ihm. Wäre er bei mir, so wollte ich ihm alles sagen. Dann gäb's eine Schelterei, die sich mit einem brüderlichen Kuß endigte. Aber übersendete ich ihm, was hier ge-

schrieben steht, so würde der Zorn sich in Groll verwandeln. Ich wollte, Du kenntest O., um einzusehen, wie man ihm so arge Dinge vorwerfen und ihn doch so von Herzen lieben kann.

Don Quixote bleibt mir der Roman aller Romane. Ich weiß noch die Wonne, mit der ich etwa in meinem zwölften Jahre in ihm Spanisch lernte. Da las ich alle Sonnabend Nachmittag darin. Aber dem Bertuch zürnte ich schon sehr frühe, daß er den poetischen Theil fast ganz verwischt und den launigen Partieen durch zu grelles Auftragen die Grazie benommen. Freilich hat Tieck im ersten Theile auch nicht ganz den Ton getroffen; aber er ist doch nachher hineingekommen. Welch ein edler Mensch ist Don Quixote bis auf seinen Sparren, und wie anmuthig mit diesem. Wunderschön finde ich's, daß der Pfarrer und Barbier nebst der Nichte und Haushälterin alles thun, um ihren Freund und Herrn zu Hause zu behalten — das fodert die Christenpflicht, — aber, daß es ihnen nicht gelingt. Die guten Leute glauben durch Verbrennung der Ritter-Bücher die Heilung bewirken zu können; aber Don Quixote sitzt in seinem Himmel; was kümmert's ihn, daß man ihm die Leiter wegzieht, die ihn hinaufgebracht? Die heimlichen Zurüstungen zu seinen Reisen setzen

mich immer in Angst, es möge entdeckt werden; aber ist er hinausgeschweift ins Freie, so schweife ich mit ihm durch Wies' und Feld, kehre mit ihm in allen Schenken ein, bis zur herrlichen Sierra Morena hin, wo sich ein wahrhaft romantisches Leben im guten Sinne des Worts aufthut. Dieser Theil geht mir über alles, die liebliche Dorothea, die ernst-jugendliche Lucinde, der unglücklich-glückliche Cardenio, der hochsinnige, nur eine Zeitlang durch Jugendglut verleitete Fernando; dann den prächtigen Abenteurer mit der schönen Maurin, den Wirth mit seiner Wirthin und Tochter nicht zu vergessen, sammt der reizenden Maritorne, die auch ihren romantischen Schuß weg hat, und trotz ihrem Puckel, ihren Plattfüßen, ihren Ambraaugen und anderen Herrlichkeiten von idealischen Trieben beseelt ist. Über alles aber geht mir der Ritter selbst, dem Cervantes, trotz seiner Narrheit, die ganze Fülle seines Geistes und Herzens verliehen hat.

Musäus ist mir gar lieb; ich las aber lange nichts von ihm. In den Grimm'schen Volksmährchen wird auch die Geschichte des Bären, Adlers und Wallfisches erzählt, ungefähr auf 6—8 Seiten. Die Anmerkung sagt, dies sei das Wahre, Musäus Bearbeitung sei breit und langweilig. O der Thoren!

Jene 6—8 Seiten kommen mir vor, wie ein Skelett neben einem Danneckerschen Schiller; aber jetzt sind die Worte einfach, kindlich, natürlich an der Tagesordnung; wir werden am Ende noch dahin kommen, daß wir in der Odyssee die Inhaltsanzeige vor jedem Gesange für die wahre Volkspoesie halten.

Was mir die lustigen Weiber von Shakspeare so unendlich werth macht, liegt subjectiv in meiner Natur begründet. Von meiner ersten Kindheit an hatt' ich Seelenfreude an holländischen Still-lebe-stücken im Leben und in Bildern. Nie hat mich Theilnahme an beschränkter Philisterei ergötzt, wohl aber die Beschauung derselben als ausgeschiedener Beobachter. Ich arbeitete als Knabe auf meinem Zimmer noch einmal so fröhlich, wenn ich meine Großmutter unten in einer Klönkompanei wußte. Der Anblick einer Fraubasengesellschaft beim Bohnenschneiden oder Birnenschälen hat noch jetzt etwas ergötzendes für mich; unter ihnen sein, ihre Gespräche anhören möcht' ich nicht. So erscheinen mir nun die Windsorphilister als ein unter sich so recht behagliches Völkchen, und eine Freude bemächtigt sich meiner bei den Schlußworten: „Wir wollen nach Hause gehn und diesen Spaß am Kamin belachen.“ — Wer diese entschiedene Vorliebe für das Behagliche der Be-

schränktheit nicht hat (wohl mir, daß sich daneben Begeisterung für Ideales in mir regt!), der kann die rechte Freude an dem Stücke nicht haben. Von meinem Gesichts- oder Gefühlpunkte aus liegt in den lustigen Weibern zugleich das Behagen des Philisterthums und die Ironie desselben. — Göthe lachte recht, als ich ihm einmal sagte: „Und betrachten Sie nur die Anne Page; sie ist ein munteres Ding von 18 Jahren, aber sie wird vor dem 30sten Jahre eine vollkommene Philistine sein“. Dies Anrücken der Philisterei gewahrt man auch bei Fenton, obgleich noch ein Bischen vom Prinzen Heinrich und dessen unvergleichlichen Spießgesellen in ihm steckt. Und wahrhaftig die Elfen sind nicht minder Philister, und werden darum höchst schicklich von einer Frau Hurtig, Pistol und ähnlichen Organen dargestellt — was im Sturm oder im Sommernachtstraum doch ein wenig frevelhaft sein möchte.

Heidelberg, 20. December 1813.

Über des alten Claudius Botenwesen hast Du vollkommen Recht. Hätte er weniger auf die segnende Fülle des Himmels gerechnet und thätiger gearbeitet, so würde er der Güter von oben mehr empfangen und all seine schönen Anlagen völliger ausgebildet haben.

Aber statt recht rasch und rüstig zu Werke zu gehn, fand er's bequemer, wie auch zu Zeiten Jung-Stilling, sich auf Gottes besondere Vorsehung zu verlassen, und den Abgang an Regsamkeit durch Frömmigkeit zu ersetzen, die denn bald in Frömmelei ausartete. Nichts ist vielleicht für die Moralität so verderblich, als der Wahn, unter Gottes ausschließendem Schutze zu stehn, und vor anderen ein erkorener Liebling des Himmels zu sein. Diese Erkorenen sehn anfangs mitleidig, bald übermüthig und unduldsam auf uns andere herab, was sich weder mit der wahren Frömmigkeit verträgt, noch von lebentödtender Einseitigkeit frei zu sprechen ist. Wie ist es nur möglich, von allen Menschen gleiche Ansichten und Gefühle zu fodern? Wir sind ja zu verschieden organisirt, und unter den mannigfaltigen Einflüssen des Klima's und der bürgerlichen Verfassung beinah gezwungen, hier so, dort anders gebildet zu erscheinen durch alle Stufen hindurch; und die Gottheit ist so unendlich, daß sie sich für jede Stufe der Cultur zu einem würdigen Bilde der Verehrung darbietet. Aber davon wollen die Boten nichts wissen; wer nicht denkt, wie sie, der ist ein Frevler, und nur die eingeborene Menschenliebe hindert sie, uns sammt und sonders zu Gottes Ehre auf Einem Scheiterhaufen zu verbrennen.

Auf Claudius paßt das nicht mehr ganz; aber es gab eine Zeit, wo mein Vater mit vollem Rechte folgende Epigramme auf ihn dichtete:

An den Eiferer.

Willst du, was Kinder gewähnt und Mütterchen, halten vor Männern,
Deren geläuterter Sinn würdiger dachte von Gott;
Red' einfältig wie Kinder, wie sorgsame Mütterchen herzlich:
Dann wird manches verziehn, Redlicher, manches geglaubt.
Aber du schmähst altweibisch, und neckst wie ein kneipendes Büblein.
Trägt dir solcherlei Frucht liebende Religion?

Das Eine Ziel.

Bruder, wie staunst du entzückt in der Ewigkeit stiller Beschauung!
Lieb' und Wonne durchstralt, Lieb' auch des Feindes, den Blick.
Dorthin wandeln wir all', auf anderen Wegen und andern;
All' einst, was wir in Nacht glaubeten, schaun wir in Licht.
Doch anschielend den Weg Mitwandelnder, nennst du ihn Irrweg.
Bruder, du liebst ja den Feind, hasse den Irrenden nicht!

Alter und Noth haben den Boten duldsamer gemacht, wie der erste Aufsatz im letzten Theil seiner Werke zu beweisen scheint; auch war die Anlage zum

edlen Menschen zu überwiegend in ihm (denke seine vielen herzerhebenden Gesänge), als daß sie nicht endlich durchbrechen mußte.

Ich hörte einmal Jakobi behaupten: „die wahre Toleranz dulde alles, auch die Intoleranz.“ Ich weiß nicht mehr, in welchem Sinn er die Worte nahm, noch in welchem Zusammenhang. Soll aber Jakobi Recht haben, so muß man den handelnden Menschen vom beschauenden trennen. Der letzte muß freilich, wenn er die Stufenleiter vom Teufel zu Gott und alles, was zwischen diesen Extremen steht, überschaut, dulden was in der Welt ist; er sieht ab von der moralischen Seite, das Gute wie das Schlechte ist ihm nur Modification der unendlich vielgestalteten Natur, und so wenig, wie den Naturforscher, dem nur Erkenntniß dessen was ist am Herzen liegt, der Elephant in Entzücken, die Kröte in Abscheu jagt, rührt ihn das eine wie das andere. Mit dem handelnden Menschen ist es aber ein anderer Fall; dem liegt eine moralische Rücksicht ob; er soll nach Kräften wirken, daß das Gute über das Böse siege; er soll die Welt vom Übel erlösen helfen; und wie der zur Duldung der Intoleranz sich bequemen sollte, das vermag ich nicht einzusehn. Nein, da lobe ich mir das Epigramm meines Vaters:

Unduldsam heißen wir, weil uns der Päbstler Lehre,
Wir andern sein verdammt, wenn sie uns nicht bekehre,
Abscheulich dünkt? Du irrest weit,
Wir dulden alles gern, nur nicht Unduldsamkeit.

Diese Vorschrift ist praktisch. Dem Beschauenden dagegen erlaub' ich, auch Diebstahl, Treulosigkeit, Meineid und Todtschlag zu dulden; oder mit andern Worten: sich nicht darüber zu ereifern, daß, so lange die Welt steht, dergleichen geschehn wird, weil Gott auch das Vermögen zum Sündigen in die Welt gelegt hat, damit im Handeln durch den Kampf und durch Ringen die Tugend zur wahren Tugend sich verkläre.

Heidelberg, 15. Januar 1814.

Bei Denkmälern großer Männer kommt es, glaub' ich, darauf an: „Soll ein Denkmal bloß als Gegenstand genommen werden?" oder „soll es Ausdruck von Sinn und Gefühl dessen sein, der es setzt?" — Im ersten Falle ist mir die Person des Stifters gleichgültig; ich frage nicht, ob lautere oder unlautere Absichten ihn dazu bewogen, ob er Engel oder Teufel war, sondern bloß nach dem Werthe des Denkmals. Ist dieses ein Kunstwerk, so gewährt es mir den Genuß jedes andern Kunstwerks, welches

man ohne Bezug auf den Künstler genießen kann. Im zweiten Falle ist es freilich anders, und welches fühlende Herz sollte nicht ergriffen werden, wenn z. B. Schillers Vaterstadt ihrem Lieblingssohn ein Denkmal der Liebe weihte und Dannecker seine schöne Büste beisteuerte? Solche Denkmäler haben für mich einen entschiedenen, aber ich möchte auch sagen einen ausschließenden Werth: der reine Sinn des Gebers und Aufpflanzers muß sich darin abspiegeln. Nun lehrt die Erfahrung, daß mancher einem großen Mann ein Denkmal setzt, nicht um ihn, sondern um sich selbst zu verherrlichen. Wo ich das merke, da erkaltet mein Herz; und bei einem mit diesem Sinne aufgestellten Denkmal, und wäre es auch ein Kunstwerk erster Größe, könnte ich zum reinen Genusse nie gelangen. — Daß die Britten ihren großen Männern Denkmäler setzen, ist groß und ehrwürdig; ehrwürdig vor allen durch den Enthusiasmus, den sie dadurch kund geben. Wollte Gott, wir Deutschen hätten auch diesen Enthusiasmus. Vom Shakspeare hat man nach einer mäßigen Berechnung etwa 200 Ausgaben, und über 30 Gelehrte sind bemüht gewesen, ihn zu commentiren. Wo ist davon eine Spur bei uns, wo kaum ein Dutzend Lieder sich rühmen können, allgemein gekannt zu sein?

Daß wir über den Thomas Jones nicht gleich denken, soll nichts verschlagen; darüber wollen wir uns Ostern auf Deiner Burg in Frieden und Einigkeit besprechen. In vielen Stücken sind wir schon einig, denn Fielding's etwas breite Manier gefällt auch mir nicht, und manche Unsittlichkeiten könnten fort, wiewohl er nie Unsittliches für Sittliches gibt, was z. B. Göthe nicht selten thut. Ein Theil meiner Vorliebe für diesen Roman mag Jugendempfindung sein; ich las ihn schon in meinem zehnten Jahre mit Entzücken; das meiste aber kann ich mir noch aus dem Buche selbst belegen. Als Charakterschilderer eben bewundere ich diesen meinen Liebling, und nach dem Don Quixote bleibt Thomas Jones immer mein erster Roman. — Uebrigens ist man an einem Lieblingsbuche geneigt, alles in Schutz zu nehmen, und läßt sich auf seine Mängel erst durch Andere aufmerksam machen. Aber selbst dann hört es nicht auf ein Lieblingsbuch zu sein, — so wie ja auch dem Freunde ein Fehler gern übersehn wird, wenn er zu seinem Wesen gehört, und er ohne ihn vielleicht auch manche Tugend nicht haben würde.

Heidelberg, 3. Mai 1814.

Es ist mir ein eigenes Gefühl, Du geliebter alter Truchseß, daß ich jetzt wieder von meinem Zimmer aus schriftlich zu Dir reden muß, da ich's vor wenigen Tagen noch mündlich auf Deiner Burg konnte. Da sind nun vier fröhliche Wochen durchlebt, die wie ein schöner Traum hinter mir liegen. Das Träumen ist eine köstliche Sache, aber auch das Erwachtsein, wenn der melancholische Moment des Erwachens vorüber ist, hat sein Gutes; dann hebt das Leben der Erinnerung an; und wohl dem, der in liebendem Herzen, was er Gutes genossen, zur Würze künftiger Lebensgenüsse aufzubewahren weiß! Nun nimm vor allem meinen herzlichen Dank für die Freude, die Du mir verschafft, und meinen herzlichsten für die Liebe, die Du mir von neuem so kräftig erwiesen hast. Wahrlich, ich fühle es, welch einen Strom frischen Lebens ich aus Deiner Friedenswohnung zurückgebracht habe. Mit neuer Kraft werd' ich nun an meinen Beruf gehn, und in den Zwischenstunden der Erholung Dir treuen Bericht von meinem Thun und Treiben abstatten.

Auf meinen einsamen Spaziergängen überdenke und überarbeite ich die schönen Tage auf der Bettenburg, und finde darin Ersatz für das viele Kalte,

das einen leider! in dem schönen Heidelberg anweht. So stärke ich mich für meine Arbeiten, die, wenn ich von einem so durchträumten Spaziergange zurückkehre, flink von Statten gehn.

Die Zeitungen hören nun auf interessant zu sein; aber die Schuld liegt zum Theil an uns, da uns nach dem Ungeheuren alles, was den Schein des Gewöhnlichen trägt, nicht mehr ansprechen will. Hier ist die Nachricht vom Siege und Einzuge in Paris auf dem Charfreitage angekommen. Natürlich hat ganz Heidelberg, mit Ausnahme weniger Napoleoner, gejubelt und laut gefrohlockt. Auch illuminiren hat man wollen; aber dagegen hat sich die Geistlichkeit aufgelehnt; und warum? — „Es sei Charfreitag, und der Tag müsse still begangen werden.“ — Nun freilich, es mag ein tüchtiger Spektakel über den stillen Freitag eingebrochen sein; aber hat nicht Gott selbst den Spektakel angerichtet? Und hat er diesmal an dem Tage anders gefeiert sein wollen, als mit einem solchen Spektakel? und konnte er's würdiger? — O die engherzigen Theologen, die nicht auch einen lauten Jubel mit der Erhebung zum höchsten Wesen verträglich halten! — So hat auch während meiner Abwesenheit, bei der feierlichen Beerdigung unsers Geheimeraths May, die katholische Geistlichkeit dem

Hofrath Ackermann weigern wollen, am Grabe des Mannes eine Rede zu halten. — „Es sei gegen den katholischen Ritus.“ — Aber Ackermanns Rede hat vermocht, was jenen diesmal versagt war, die Herzen der Anwesenden unter den Thränen wehmüthiger und dankbarer Erinnerung zu Gott empor zu richten.

Vom Jubel der Berliner über den Einzug in Paris steht ein einfach rührender Bericht im Morgenblatt. Drei Tage hindurch hat der Freudentaumel gedauert, und ist durch keine Geistlichkeit gehemmt worden. Mit welcher Wonne werden nun die Berliner ihre wiedererrungenen Siegesrosse auf das Friedrichsthor pflanzen! Das wird einer der heiligsten Festtage werden; und mit welchem inneren Stolze wird die tapfere Preußenjugend von nun an diese Rosse betrachten! Einen Monat meines Lebens gäbe ich darum, könnte ich zugegen sein, wenn der König von Preußen, der von seinen Unterthanen heiß, ja brennend geliebte, seinen Einzug in Berlin hält!

Heidelberg, 4. Juni 1814.

Das nächste Buch, das Du Dir anschaffest, sei Jean Pauls Vorschule der Ästhetik, und die lies portionenweise. Unter den reichen Demantgruben des

unerschöpflichen Geistes ist dieses vielleicht die lauterste. Wunderschön ist seine Ansicht über die Werke hellenischer Kunst, und tief aufgefaßt. Freilich stößest Du auch auf manches barocke, und vielleicht auch auf Einseitigkeiten, wie z. B. das Kapitel über den gelehrten Witz; aber ich bekenne Dir, daß mir eines Richters glänzende Verirrungen lieber sind, als die wasserklaren Wahrheiten eines Merkel und Consorten.

Mein Vater hat beschlossen, sein Leben zu schreiben, und bereits sind einige Bogen davon fertig. Alles das sollst Du, und fast zur selben Zeit, wo es geschrieben ist, von mir in Abschrift erhalten. Du kennst meinen Vater, dies ehrwürdige Gebäude, in welchem nie ein unheiliger Gedanke, nie ein unlauteres Gefühl auch nur auf einen Augenblick gewohnt hat. Du sollst es nun vom ersten Grunde an vor Deinen Augen entstehn sehn.

Ja, wenn alle Welt meinen Vater so in seinen Gesängen zu erkennen wüßte, wie Göthe, in der Recension der Voßischen Gedichte *); oder auch nur, wenn diese Recension, ein paar Stellen ausgenommen, wo Göthe geirrt hat, den Gedichten als ein-

*) S. Jen. Allg. L. Zeitg 1804. No. 91; wieder abgedruckt in Göthe's Werken. 33ster Band, S. 146.

leitender Commentar vorangedruckt wäre, so wäre vielleicht keine Selbstbiographie als eine Art von moralischer Ehrenrettung nothwendig. Und doch auch dann. Denn haben wir nicht Beispiele, daß das Talent für's Edle mit dem Unedlen in Einer Person vereinigt sein kann, wie bei einem unserer beliebten Dramatiker (Kotzebue), der mit dem, was er hat (nicht mit dem, was er ist), uns alle Augenblicke die Augen vor Rührung überfließen macht? — Welch eine schöne Zeit war das für mich, als Göthe diese Recension dichtete, denn sie ist wahrhaftig ein Werk des Genius! Auf seine eigenhändige Einladung kam ich nach Weimar, etwa einen Monat vorher, ehe ich die Schulstelle antrat, und wohnte acht Tage bei Göthe so ungenirt, daß ich sogar auf meinem Zimmer Abends Tabak rauchte. Schon hatte er die Recension im Kopfe, aber ein Band Gedichte mußte noch gelesen, mancher Umstand zur Vervollständigung des Gemäldes mir abgefragt werden. Jeden Abend mehrere Stunden war ich bei Göthe auf seinem Studierzimmer; er lag in seinem weißen, über der linken Schulter ein klein wenig zerrissenen Nachtjäckchen, und der Minister hing mit dem Staatsrocke im Kleiderschranke. Dann wurde vorgelesen, und dazwischen ein wenig gegessen und getrunken.

Ach! es waren selige Stunden für mich, und mit welcher Wärme sprach er unaufhörlich von meinem Vater, der so ganz durch diese Gedichte in ihm aufgelebt war! Eines Morgens, als ich grade seinen August im Griechischen unterrichtete, kam Göthe zu uns herauf; er hatte eben die Stelle niedergeschrieben, wo wir den Dichter im Kampfe gegen ausschließende Meinungen, Macht- und Bannsprüche erblicken, und das Blatt war noch feucht. Mitten im Zimmer blieb er stehn, den rechten Fuß ein wenig vorausgestemmt, und fing an in seinem melodisch kräftigen Baß zu lesen, gegen das Ende immer feuriger und gediegener, und mit dem Worte Teufel senkte er das Blatt, und kuckte mich mit starrem aber freundlichem Auge an, als wollte er sagen: „Hab' ich's recht gemacht?“ Was hab' ich ihm da die Hand gedrückt! indem ich nicht wußte, ob ich mich in dem Augenblicke mehr über meinen Vater freuen sollte, weil er so wäre, oder über Göthe, weil er ihn so aufgefaßt hätte. Damals war mir Göthe so gewogen, daß ich zu jeder Zeit Zutritt bei ihm hatte; und wie gerne mocht' er's haben, daß ich in seiner Krankheit bei ihm wachte, und ihn pflegte! Truchseß, das ist nicht mehr so! Sowohl ich, als, was mehr sagen will, auch mein Vater, haben seine Gunst

verloren, von dem Augenblick an, wo wir Miene machten, aus Weimar und Jena zu ziehen. Göthe ist von Egoismus nicht frei zu sprechen. Was ich ihm schuldig bin, vergesse ich nie, und ich liebe ihn auch jetzt noch; aber es ist nicht die reine Liebe, mit der ihn R—z lieben kann, nach dem reizenden — ach! mir so wohlbekannten Gemälde, das er in einem seiner Briefe entwirft. Auch Ich war in Arkadien; aber in dies Arkadien komme ich nicht wieder. Du, mein edler Truchseß, hast mir ein anderes bereitet, du wirst mich nie mit feurigem Schwerte daraus verstoßen; Du bist unwandelbar, wie der Fels im Meer, und vielleicht nur zu wenig Egoist.

Daß Du meinen letzten Brief an R—z schicken willst, ist mir nicht ganz recht. Ja, wenn er mich schon persönlich kennte! Aber ich bin etwas wunderlich in meinen Briefen, d. h. in Briefen an traute Herzensfreunde. Da muß alles heraus, wie es mir in den Kopf kömmt, ohne Wahl, oft sans rime et sans raison, wie bei Sancho die Sprichwörter. Wer mich nicht kennt, muß mich nach einem Briefe für einen höchst seltsamen Menschen halten. Doch Du wirst R—z schon über Einiges verständigen.

Heidelberg, 7. August 1814.

Die Entstehung von Fouqué's Gedicht an Napoleon ist wunderbar. Auf der Landstraße bei Eisenach muß er lange Strecken über Leichenhaufen wandern. Erschöpft von Mühseligkeit und von Grausen lehnt er sich endlich an einen Baum; da blickt ihn aus einem der dicksten Haufen das offen-starre Auge eines Franzosenkopfes an. Vor Entsetzen ist er einer Ohnmacht nahe, und als er von Kriegskameraden in ein Quartier gebracht wird, wirft ihn ein Fieber aufs Lager. In der Fieberhitze erscheinen ihm die Gestalten aller von Napoleon Geschlachteten in ihrer furchtbaren Gräßlichkeit, und mit ihnen gestaltet sich das Gedicht. Als es fertig ist, hat sich das Fieber gehoben und Fouqué fühlt sich vollkommen hergestellt. — Also kein Phantasiestück ist dieses Gedicht, sondern eine furchtbare Wahrheit, die sich seinem Geiste entrungen hat.

Was meinen Äschylus *) betrifft, der rückt täglich seinen behaglichen Schritt vorwärts. Wenn wir uns wiedersehn, muß mein Manuscript fertig sein. Nach

*) Die andern Stellen, in denen mein Bruder sich über Aeschylus ausläßt, sind, da sie im Vorworte zu seiner Uebersetzung abgedruckt stehen, hier nicht wieder mitgetheilt worden.

anderthalb Jahren bringe ich Dir dann meine Übersetzung mit, und zugleich Stolbergs. Aus dieser lese ich Dir zuerst ein Stück vor, und dann die treue, sich ganz an Äschylus anschließende. — Aus den Persern, dem prophetischen Bilde gegenwärtiger Zeiten, werde ich gelegentlich an Fouqué die Beschreibung der Salaminischen Schlacht für die Musen schicken. An einer Stelle fragt Atossa, des Xerxes Mutter:

Wer als Volksanführer waltet, und gebeut machtvoll dem Heer?

und der Chor antwortet:

Keinem Obermann verpflichtet heißen sie noch unterthan.

Sag, konnte der Dichter seinem Volke ein schöneres Compliment machen, als durch diese Bemerkung im Munde eines Persers? Daher werden in den Chorgesängen wol fünfzig Namen persischer Anführer genannt: von den Griechen nicht einer; denn hier war Volk und Anführer Eins „in furchtbar einverstandner Gleichgesinntheit", wie unser Raimar *) sagt. Die Perser waren Johannes Müllers Lieblingsstück, und nach einer Stelle seiner Briefe hat er sie

*) Freimund Raimar (Friedrich Rückert) in seinen Deutschen Gedichten. 1814.

commentirt. Leider scheint dieser Commentar verloren zu sein.

Mein Lesen des Titan rückt langsam fort. Das Einzelne zieht mich mehr an, als das Ganze, und viel des Einzelnen ist doch gar zu überladen. Merkwürdig war mir's, als ich einmal bei Cotta ein Manuscript von Richter sah. Was er in Begeisterung hingeschrieben, war größtentheils schlicht und einfach, d. h. nach seinem eigenen Maßstabe; denn zur Göthischen Einfachheit gelangt er nicht. Dann aber waren alle Ränder voll Einwüchse, die oft in angeklebte Zettel hinauswuchsen — freilich das Einzelne oft zum Entzücken schön; aber das Ganze hätte ich lieber nach dem ersten Wurfe genossen. — So wünsche ich mir auch vom Titan den ersten Wurf, der leicht, um mit Schiller zu reden, der „große Wurf" sein möchte. Alle Überladung schwächt, und so weiß ich's Schillern noch Dank, daß er gewaltige Stücke aus seinen Tragödien herausgeschnitten hat. Freilich möchte ich diese auch besitzen — namentlich einige aus dem Wallenstein, die ich ehemals auswendig wußte — nur nicht an der ursprünglichen Stelle, sondern etwa in einem Anhange. Ach! die Splitter dieses Geistes (wie Don Carlos sagt) könnten tausenden genügen!

Heidelberg, 30. Oktober 1814.

Du foderst einen Jubelbrief über Göthe; aber den kann ich nun nicht mehr schreiben, da die Jubelperiode vorüber ist, und der Jubelsenior fern. Das hätte unter seinen Augen geschehen müssen. Göthe ist 14 volle Tage bei uns gewesen, und hat bei den Brüdern Boisserée, eigentlich wol bei ihren Gemälden gewohnt. Sein erster Besuch war bei meinen Eltern, und er kam so freundlich und zutraulich, wie in den ersten Jenaer Zeiten. Am folgenden Tage gingen die Schmausereien an, und wenn so was im Gang ist, hört es nicht auf. Auch wir Professoren, nebst einem Anhange von Beamten, Ärzten u. s. w. gaben ihm einen gemeinschaftlichen Schmaus im Carlsberge. So hat ihn denn jeder nach Herzenslust sehn können, genossen haben ihn nur wenige; denn beim Essen und Trinken, besonders wo Gaffer herumstehn, ist Göthe ein Mann wie unser eins. Nur zweimal kam ich dazu, ein trauliches Wort mit ihm zu sprechen, und sah zu meiner Freude, daß er mir und meinem Treiben noch hold ist. Besonders herzlich war er gegen mich, als ich ihm am Tage vor seiner Abreise einen Morgenbesuch machte. Wir sprachen viel über Calderon. Auch er ist entzückt von Gries' Übersetzung; auch er bewundert mehr das

wollüstige Farbenspiel, als die Charakteristik Calderons, in der er weit unter Shakspeare stehe. In den Intriguenstücken sei er besonders Meister, und hier müsse der Deutsche noch recht bei ihm in die Schule gehn.

Daß die Heidelberger über Göthe entzückt sind, versteht sich. Alt und Jung preiset seine Leutseligkeit, und jeder verwahrt sorgfältig die ihm zugeworfenen Geistesbrocken, wenn sie auch noch so mager sind. Sogar mein College M—r, der aus einem deutschen Barbier ein lateinischer Professor der Medizin geworden, ist seines Gespräches gewürdigt. „Wir haben über den Faust gesprochen", sagte er mir; „und ich mit ihm über die Feldmäuse", antwortete ich ganz ernsthaft. Ein Anderer, ein Mann von Geschmack und ästhetischer Bildung, fing an über den Barbarismus zu radotiren, womit die Handschuchsheimer den schönen Heiligenberg niedergeholzt hätten. „Beruhigen Sie sich, sagte Göthe, in einigen Jahren ist er wieder grün, und dann hat Ihr Ärger volle 22 Jahre Ruhe, denn so lange muß er nach forstlichen Regeln schon grün bleiben." Der Philister kuckte Göthen an, und schien an seinem Geschmacke ganz irre zu werden. — Daß Göthe sich mit manchen zu seiner Gemüthsergötzung unterhalten

hat, ahndet mancher nicht; andere dienten dazu, seinen Schatz von Menschenkenntniß zu erweitern, oder seine Phantasie mit irgend einer Personage für ein zukünftiges Fastnachtsspiel zu bereichern.

Heidelberg, 11. Januar 1815.

Am letzten Tage des guten alten Jahrs erhielt ich Deinen Brief, mein geliebter alter Truchseß, und heute erst komme ich dazu, ihn zu beantworten. So ist denn wieder ein Jahr zu Grabe gegangen, und ein neues, das zu manchen Erwartungen und Hoffnungen berechtigt, aus dem Schooße der ewigen Zeit geboren! Am Neujahrsabend bin ich ganz still und ruhig bei meinen Eltern geblieben, habe meiner Mutter die 3 letzten Akte von Shakspeare's Sturm vorgelesen, und dann mit Vater und Mutter bis 10 Uhr geplaudert. Nachher ging jeder auf sein Kämmerlein. Da versammelte ich noch einmal alle meine Freunde um mich, und nahm Abschied von ihnen in dem alten Jahr, das nie wiederkehren wird. Noch lange dachte ich Deiner, Du mir unendlich theurer Truchseß, der nun schon länger als 4 Jahre (o 4 schöne Jahre!) meinen Lebenspfad erhellt. Trotz dem Schießen und Jauchzen auf den Gassen, schlief ich noch im alten Jahre ein, und als ich erwachte,

stand ich vor dem öden, leeren, großen Raume des neuen, der mich schon im Traume mit einer Art von Grauen geängstigt hatte. Jetzt ist das Grauen der Öde, der Unbegrenztheit verschwunden, und ich fange schon an, mich mit dem neuen Freunde gemüthlich zu benehmen.

Jetzt habe ich das von meinem Bruder übersetzte Stück Antonius und Cleopatra in Händen, mit dem ich meiner Mutter schon einmal einen herrlichen Genuß gewährt habe. Wie reizend weiß Shakspeare die Cleopatra bei aller Buhlerei darzustellen! Es ist, als wenn alle Liebesgötter Füllhörner der Anmuth auf sie ausgegossen hätten; und wie herrlich tritt Antonius auf, der bei seinen keineswegs bemäntelten Schwächen und Leidenschaften ein vom Olympus herabgestiegener Unsterblicher erscheint. Kein Mensch kann nach Vernunft und Urtheil dies Zusammenleben billigen, und doch freuen wir uns, so oft einer von beiden auftritt, und sympathisiren mit ihrer Liebe, als wenn es eine vom Priester geheiligte wäre, und gönnen es dem Paare, daß es, nachdem es groß von des Lebens Schaubühne abgetreten ist, nun ewig in Elysion vereint leben soll. Wahrlich, Shakspeare hat diesmal seinen Pinsel in Farben des Himmels getaucht! — Ich frage Dich, hat wol je ein Maler

die Schönheit so schön gemalt, als Shakspeare, der vielleicht im ganzen Stücke das Wort schön nicht einmal ausspricht? Scheint Cleopatra, wie sie dem Antonius auf dem Cydnus entgegenfährt, nicht wahrhaft jene Venus, die, von Nymphen umringt, so eben den Wogen des Oceanus enttaucht? Und Antonius, dem sogar der Diktator Cäsar zur Folie dienen muß, wie anziehend ist er durch Großmuth, und jede denkbare Art männlichen Liebreizes! Die Scene, wo er durch den Verlust der Seeschlacht gedemüthigt, seine Bedienten bittet, ihm noch einmal zu Nacht aufzuwarten, und wo er sie zu Thränen rührt, indem er sie zu trösten wähnt, die finde ich wahrhaft göttlich. Und jeder glaubt, das könne er auch gedichtet haben, so einfach ist dieser Dichter in seiner Größe! —

Wenige Stücke haben mich so ergriffen und so tief erschüttert, als Shakspeare's Timon von Athen. Wenn ich bedenke, was Timon war, was er ward, und wodurch er es ward, so erhalte ich das Bild von einer höchst liebenswürdigen Natur, die, von falschen Freunden hintergangen, und nun zur Einsicht gelangt, mit einmal alle Huld, Güte, liebreiche Freundlichkeit in das schwärzeste Gegentheil verwandelt. Man sieht gleichsam ein schönes Eden voll reizender

Wälder, Thäler und Auen durch ein Erdbeben plötzlich in eine libysche Wüstenei umgeschaffen, wo kein Quellchen den dürren Sand erquickt, wo nur Eulen und wildes Geschmeiß ihr scheußliches Leben kümmerlich fristen. Man sieht des Mannes Herz brechen, man fühlt es gebrochen, man sieht die Unmöglichkeit der Wiederherstellung. Und welch ein tüchtiger Hund von Cyniker steht ihm zur Seite, ein Apemanthus, der das von Natur ist, was Timon durch ein gräßliches und unvermeidliches Schicksal. Auf den ersten Anblick hält man beide für identische Personen; aber Timon verleugnet auch als Misanthrop seine edle Natur nicht, wie schwarz umdüstert sie auch erscheint. In seinem Hasse gegen Athen, in seinen fürchterlichen, sich selbst immer überbietenden Flüchen fühlen wir nichts als Wahrheit, als eine eiserne Nothwendigkeit; und wie rührend, als Timon sich endlich sein Grab gräbt, und nun einschlummert, um nie wieder aufzuwachen an den Ufern des ewig zürnenden und des ewig weinenden Meeres! Als ich dieses Stück neulich zum erstenmal las, hat es mich unaufhörlich wie ein Gespenst, aber ein liebes, verfolgt. Besonders schwebte mir die Scene vor, wo Timon noch einmal seine falschen Freunde zu Tafel ladet, und den lüsternen Gästen endlich aus den

aufgedeckten Schüsseln nichts als Wasser und Dampf entgegenschüttet. Bis dahin behauptet sich Timon noch so eben in seiner ursprünglichen Gestalt; nun bricht die Flut des Misanthropismus rauschend und wogend hervor, und ergießt sich in endlosen Verwünschungen. — O, um des Himmels willen, wer hat Shakspeare zu diesen Bildern als Modell gesessen? Auch dies wohnte in ihm; denn „der Natur fehlt Stoff, um mit der Phantasie in wunderbaren Gestalten zu wetteifern.“ Ja Shakspeare war mehr als ein Mensch, auch er wußte aus nichts zu schaffen; auch er wußte, was sonst nur der Schöpfer versteht, wenn er uns die Erde als den Schauplatz der Gräuel zeigt, sie gleichwohl als die schöne Erde darzustellen.

Endlich habe ich auch Werners 24. Februar gelesen. Die Idee des Schicksals ist darin bei weitem antiker und richtiger gehalten, als in Schillers Braut von Messina, aber das Stück hat nur zur Hälfte meinen Beifall. W. hätte das Schreckliche weniger häufen sollen. Auf mich, der doch sonst zu bewegen ist, hat das Ganze ungefähr den Eindruck gemacht, wie Shakspeare's Titus Andronikus; die Gräuel haften nicht, weil sie unglaublich sind.

Heidelberg, Pfingsten 1815.

Daß ich Fouqué habe kennen lernen und zwar in seiner eigenen Burg, wird Dich in Erstaunen setzen. Ein sonderbares Geschäft hat mich vor kurzem über Hals und Kopf nach Berlin getrieben, und zwar so unvorbereitet, daß ich wenige Stunden vor meiner Abreise, ohne die Reise zu ahnden, noch ruhig zu Bette ging. Daß ich einen Umweg machte, den hochherzigen deutschen Ritter und Sänger Fouqué kennen zu lernen, wirst Du natürlich finden. Wie klopfte mein Herz vor Freude, als ich durch das große Thor in seinen Burghof hineinfuhr, aber wie fand ich mich schmählich in meinen Erwartungen betrogen! Zwei Bediente traten mir höchst unfreundlich entgegen, und behaupteten, vor ihren Herrn dürfe keiner gelassen werden, der nicht beweisen könne, daß er auf irgend eine Art von Karl dem Großen abstamme. Truchseß, ich hätte abziehn müssen, wenn nicht ein steinaltes Mütterchen gekommen wäre, meinem Zorn über solche Unfreundlichkeit und zugleich meiner heißen Sehnsucht ein Ende zu machen. Kurz, ich wurde vorgelassen. Aber wie empfing mich Fouqué, er, den ich schon so oft im Traume mild und freundlich habe vor mir stehen sehen, er, den seine Briefe als ein Ideal von Liebenswürdigkeit darstellen? „Hund,

schrie er mich an, was wagst du dich in diesen heiligen Tempel, den zu betreten nur ächten Musenpriestern, aber nicht dir vergönnt ist!“ Ich wollte so eben etwas herstammeln von Bildung in der Schule der Griechen, von Shakspeare und ähnlichen; aber das Wort erstarb mir im Munde. Als ich nun so dastehe und über diese höchst seltsame Begebenheit nachdenke, erwache ich auf einmal aus einem tiefen Schlafe; Berlin, Reise und Fouqué, alles ist verschwunden, und ich liege ruhig in meinem Bette, während der erste Sonnenstrahl in mein Fenster blickt und mich ans Aufstehen erinnert. —

Heidelberg, Juni 1815.

Von unserm vollgepfropften Heidelberg willst Du wissen? Drei volle Wochen sind es, daß wir die beiden Kaiser gehabt haben; gestern Abend endlich ist der gute Franz, und heute Morgen Alexander unter feierlichem Glockengeläute und Abfeuerung aller Heidelberger Kanonen nach Mannheim abgereist. Das war ein Gewühl, ein Getreibe, ein Gestoße in den Häusern und auf den Gassen. Studenten haben ihr Zimmer mit Soldaten theilen müssen, privatisirende Frauenzimmer mit Marketenderinnen; und unter diesen Umständen ist denn unser Haus — wie

billig — auch nicht unbesetzt geblieben. Wir sind indeß leichtes Sinnes durch alles Ungemach durchgeschlüpft. Am Abend des Einzuges der Hohen war ganz Heidelberg festlich illuminirt, und jeder suchte es dem andern durch Pracht der Erleuchtung zuvor zu thun, alles aus Freude über unsern Franz, den wir noch nie bei uns hatten. Tags darauf hielten die Studenten einen Fackelzug, und sangen vor Franzens Fenster das schöne Burschenlied: Landesvater, Schutz und Rather. Ganz Heidelberg war auf dem geräumigen Platze vor seinem Fenster versammelt, und schrie und jubelte beim dreifachen Lebehoch; auch mein Vater hat nach Burschenweise den Hut geschwenkt und laut eingestimmt. Kaiser Franz hat die Deputirten der Studenten mit gerührter Freude empfangen, und ihnen im eigentlichen Sinne herzlich zugesprochen. Wir Professoren erhielten schon am ersten Morgen die Erlaubniß in corpore zu erscheinen, und wurden sogleich angenommen. Der Prorector, etwas schwach von Stimme und vielleicht auch blöde, hatte dem Tonnen-dicken Hofrath A. die Anrede übertragen. Nachdem dieser im Chrienton und mit gehöriger Handbewegung das Seinige vorgebracht hatte von der Hyder der Tyrannei, die in den tiefsten Abgrund der Hölle hinab-

geworfen, sich dort losgerissen habe, und mit neuen Häuptern versehn, jetzt Feuer und Gift auf uns losspeie; nachdem er den Kaiser gehörig ermahnt hatte, ja unsern Erwartungen, er werde die Hyder wiederum besiegen, zu entsprechen; nachdem er ihm zum Lohne dafür Gottes Segen in reichlichem Maße verheißen hatte, und wie nun eine Zeit eintreten würde, wo die Musen an den Triumphwagen gefesselt sein sollten: da trat so ganz demüthig und fromm und einfach der Kaiser, der sich während der poetischen Anrede vor Verlegenheit nicht zu lassen wußte, alle Augenblicke hustete, und, als ob er Mitleid suchte, bald den bald den von uns ansah, ein paar Schritte vorwärts, und sprach in seinem allerliebsten Dialekte ein paar treuherzige Worte, die auf mich wirkten, als wenn er gesagt hätte: „Ich freue mich, daß Sie die Jungens auf der Akademie so gut erziehn.“ Und in dem Tone, ohne Floskeln, unbeschreiblich treuherzig redete er fort, und äußerte unter andern, ganz seinem Gefühle angemessen: „die Religion müsse die Basis von Allem sein.“ Der Kaiser ist sehr mager und nichts weniger als schön; aber auf seinem Gesichte, besonders auf der Stirn und in seinem freundlichen Auge liegt etwas ungemein reizendes und unwiderstehlich anziehendes. Hätte ich meinem

inneren Triebe folgen dürfen, so wäre ich vor ihm niedergekniet, und hätte ihm die Hand geküßt. — Kaiser Alexander nahm uns auch recht freundlich und huldvoll auf. Derselbige Redner hielt auch hier die Anrede, und zwar französisch, und diesmal mit weniger Bombast, vielleicht weil ihm die fremde Sprache den Geniusflug hemmte. Darauf ließ sich der Kaiser von ihm im ganzen Kreise herumführen, und jeder von uns wurde ihm bei Namen genannt. Als ich die Kaiserrunde bemerkte, suchte ich schnell in meinem Kopfe die paar französischen Brocken zusammen, um doch wenigstens eine Antwort geben zu können, falls ich gefragt werden sollte; aber dazu kam es nicht; unser Redner fuhr fort für uns alle zu sprechen. Kaiser Alexander hat mich trotz seiner weitgepriesenen Schönheit nicht, bei weitem nicht so angezogen, als sein demüthig-frommer Bruder. — Jetzt herrscht bei uns die höchste Ruhe, eine wohlthätige Empfindung nach solchem Saus und Braus.

Heidelberg, Januar 1816.

Ich habe immer gemeint, und meine noch: die Religion stehe höher, als alle Religionen; und kein Mensch könne sagen: von den positiven Religionen sei die und die die bessere. Ja, im gewissen Sinne

behaupte ich, alle Religionen sind von gleicher Güte, in sofern die Verschiedenheit der menschlichen Naturen so groß ist, daß alle Menschen sich unmöglich in Eine Religion hineinschmiegen können, sondern vielmehr des einen Überzeugung diese, des andern jene als die passendste und für sein Gemüth eigenthümlichste ergreift. Daß ich hiemit solchen Religionen nicht das Wort reden will, die Menschenopfer zur Versöhnung einer grimmigen Gottheit und dergleichen mehr gebieten, versteht sich; denn die Vernunft geht mir über alles, und in ihr müssen sich Gefühl, Phantasie und alle übrigen Regungen des Götterfunkens vereinigen. Kann ich's bei dieser Ansicht nun billigen, wenn in Fouqué's ernsthaften Romanen immer und ewig eine alleinseligmachende Religion (gleichviel ob katholisch oder protestantisch, auf das allein selig machen wollen kommt's an) mit einer wahren Leidenschaft empfohlen wird? Ich glaube, Fouqué ließe auch die armen Otaheitier und Pellewaner taufen, wenn seine romantische Muse ihn einmal dahin führte; und daß diese ehemals in ihrer Beschränktheit so glücklichen, jetzt durch die Dazwischenkunft der Europäer gar sehr in ihrem innern Frieden gestörten Südseebewohner eben durch die Christusreligion, die dort keinen mütterlichen Boden findet, unglücklich

geworden sind: das wird ihm nie einleuchten. — Auch kann ich nicht billigen, daß F. von der jüdisch-christlichen Mythologie nicht sowohl einen poetischen, sondern einen religiösen Gebrauch macht. Glaubt er denn wirklich, daß Gott irgendwo durch Engel unmittelbar für das Wohl gewisser Erkorenen sorge? Glaubt er an die Macht der Schutzheiligen, an die wunderthätige Kraft des Kreuzes? — Ich fragte neulich einen, worin denn die Moralität eines Christen der eines Socrates voranstehe, und erhielt zur Antwort: die griechische Religion geböte Feindeshaß, die christliche Feindesliebe. Nun ja, das sieht aus, wie ein schneidender Gegensatz, aber wer die Griechen kennt, wird hier nichts als Einklang finden. Feindesliebe im gemeinen Sinn ist was erbärmliches, nur Feindesliebe, wie sie die Gottheit übt, ist schön und erhaben. Aber ein recht gründlicher Feindeshaß, wie er in der Brust eines Aristides, Sophokles, Sokrates lebte, ist auch groß und erhaben. Nie dachte der Grieche dabei an die Person, stets nur an die Sache; die Schlechtigkeit ward im Feinde gehaßt, und mit diesem göttlichen, ja wahrhaft christlichen Hasse verband sich die feurigste Liebe für das Große, Schöne und Edle, das allein den Freund machte.

Heidelberg, Mai 1816.

Mit dem, was Du über Religion schreibst, bin ich einverstanden. Die christliche Religion würde mir die liebste und heiligste sein, und wäre ich als Jude oder Muhamedaner erzogen; aber über allem, was positive Religion heißt, steht mir etwas höheres, nämlich die Religion selbst. Das sagt Schiller so schön in einem leider oft mißverstandenen Epigramme:

Welcherlei Religion ich bekenne? keine von allen,
Die du mir nennst; und warum keine? aus Religion.

In diesem Sinne dichtete Lessing seine erhabene Erzählung vom Ringe. Die Religion im Herzen macht erst die christliche Religion zur christlichen; wem sie fehlt, der ist kein Christ, und wäre er noch so pünktlich in Erfüllung der vorgeschriebenen christlichen Pflichten und Ceremonien. Außerdem stünde ja jeder christlich Getaufte, er möchte sein wie er wollte, über einem Sokrates, der mir ein Heiliger neben Christus dünkt. —

Heidelberg, November 1816.

Dein Brief kam grade an, wie die Sonnenfinsterniß am stärksten war. Es hat mich diese Finsterniß auf eine eigene Weise gerührt. Erst der Gedanke: jetzt ist fast ganz Deutschland mit Einer und dersel-

ben Betrachtung beschäftigt, jetzt ist es Eines Sinnes und Eines Erwägens. Denn das Gefühl, jetzt siehst du ein Schauspiel, das du entweder nie, oder als ein Greis, fast achtzig Jahr alt, wiedersiehst: denn erst 1860 werden wir eine bemerkbare Sonnenfinsterniß wiederbekommen, und wie mancher der jetzt Lebenden ist dann in Finsterniß gehüllt! Ich frage wenig nach dem sinnlichen Genuß einer Sonnenfinsterniß; jede Abenddämmerung gewährt mir ein schöneres Schauspiel, und der Anblick einer halb sichtbaren oder ganz unsichtbaren Sonne hat ohnehin keine Bedeutung für die Nichtastronomen; aber, Truchseß, ein Schauspiel ist es doch; und die Überzeugung, es nicht wiedersehn zu können, die hat was erschütterndes. — Als Schiller noch lebte, war es mir eines Abends, da wir gewaltige Reiseplane machten, deren Ziel Cuxhaven sein sollte, außerordentlich rührend, als er sagte: „Ich glaube noch nach China zu kommen; freilich wird es schwer halten, aber könnte man mir die Hoffnung mit eiserner Strenge rauben, es würde mich unglücklich machen." Und kaum ein halbes Jahr darauf trug ich seine Leiche zur letzten Ruhestatt; und Schiller hat nicht gesehn, wonach er ewig dürstete, das Meer, dies große Natursinnbild der Unendlichkeit.

Heidelberg, 1. November 1817.

Von meinem theuren Jean Paul habe ich lange nichts vernommen. Er schreibt ungern, wie leidenschaftlich erpicht er auch auf empfangene Briefe ist. Ich lese jetzt seinen schönen Titan, den schönen, sage ich, wenn auch nicht ganz nach der Form, doch dem Geiste nach. Seine Charaktere sind scharf gezeichnet, nur manchmal durch unzeitige Bildersprache überrostet oder getrübt. Ich wollte, er hätte weniger gegeben, es wäre mehr. Aber davon abgesehn, so findet man nur sehr selten bei ihm Bilder, worin Theile oder Theilchen nicht zum Ganzen stimmen, was nie bei dem noch größeren Meister in der Bildersprache geschieht, bei Lessing, der allerdings bei weitem nicht den Reichthum von Richters Phantasie besitzt. Ich wollte, unsre Jünger, die sich das Bildern so angewöhnen, weil es leicht und bequem die Stelle des scharfen und sicheren Denkens vertritt, lernten Richters eigentliche Tugend (die sie gewöhnlich vor Glanz und Herrlichkeit übersehn), und gingen dann bei Lessing in die Schule. Da schreibt mir neulich ein übrigens gescheuter Mann, und zugleich fleißiger und gelehrter Forscher: „Über den wohlbekannten Horizont der griechischen Welt hinaus dünkte ich mir noch eine Linie wahrzunehmen, und

ich klimme auf, um ihre Felder zu unterscheiden, und harre der Lichtstunde, wo sich deutlicher ein noch nicht gekannter Zeitraum wird umschiffen und abmarken lassen.“ Hier sind drei verworrene Bilder zu einem Wechselbalgsconterfei zusammengeklert. —

Wenn Du doch erst den herrlichen Jean Paul so recht kenntest! Sein Gespräch ist vollkommen wie seine Schriften, und schon das verbürgt mir seine große Wahrheitsliebe. Noch ist mir immer, er stände neben mir der Mann, den ich zu lieben gezwungen bin mit eben der Wärme, wie ich meinen Truchseß liebe. Er hat auch an mir ein großes Behagen gefunden. Das macht mich glücklich; aber täglich sage ich mir, es ist ein unverdientes Geschenk, das ich lange noch nicht abverdienen werde.

Heidelberg, Juni 1818.

Von Richters Werken gefielen mir von jeher der Siebenkäs und Titan am besten, weil sie mir die reinsten schienen. Ein unendlicher Schatz von Charakteristik ist in seinen Werken, und besonders gelingt ihm die Darstellung der niederen Stände und des Idyllischen. Sollte nicht, was die höheren Stände betrifft, im Titan manches verzeichnet sein? Die

Idee, daß alles Titanische, vom Naturwege Abirrende in der Welt untergehn müsse, ist vortrefflich. Roqueirol stürmt seinem Untergang entgegen, Linda de Romeiro zieht ihn herbei, indem sie die Weiblichkeit verläßt, und zu einer Art von Dragonerin wird. Bewundernswürdig ist mir die liebliche Liane. Sie ist ein anmuthiges, jeder Liebe und Verehrung würdiges Wesen durch zartes Gefühl, Güte des Herzens, Schönheit des Verstandes. Aber untergehn muß auch sie. Sie ergiebt sich der Sentimentalität; sie gehört am Ende mehr den Sternen an und dem superlunarischen Wolkenhimmel, als der Erde; mit einem Wort, auch sie schweift ins Titanische hin. — So liebe Wesen, wie Liane, sollten mehr sein als Geschöpfe der Einbildungskraft; den geistigen Kindern des Dichters, wie den leiblichen, sollte Gott Unsterblichkeit schenken, damit auch sie selbst ihres Daseins sich freuten. Es that mir ordentlich weh, als Jean Paul mir sagte, Liane sei nichts als ein Produkt der Phantasie. Ich erinnerte ihn an den sinnreichen Wahnglauben afrikanischer Wilden, die Bildsäulen von Menschen und Thieren würden am jüngsten Tage den Künstler angrinzen und anschnarchen, weil er sie so nahe ans Leben gebracht, und doch ihnen keine Seele ertheilen können. Wahrlich, Liane

und der allerliebste kleine Pollux könnten über Jean Paul Beschwerde führen. Ich glaube aber fest, eine Liane war schon irgendwo da oder wird noch kommen. —

Tolles Zeug findet sich übrigens in Jean Pauls Schriften, und manches beinah ungenießbare. Aber wie wunderbar tolerant sind wir, sobald wir den Verfasser lieben. Wir lesen dann gern alles von ihm, und selbst das nicht zu lobende wird bedeutungsvoll.

Über Recensionen und Recensiren sage ich mit Lessing: „Mild und schonend bei emporkeimendem Verdienst, streng und schonungslos gegen frivole Anmaßung.“ Daß der Spott manchmal herrlich wirkt, sieht man glänzend aus Jean Pauls Ästhetik; nur muß er nicht gesucht sein. Wenn doch ein neuer Shakspeare aufträte, und z. B. das Einmischen französischer Wörter, wie der alten, wegspottete! Nathan Drake zeigt, wie unendlich Shakspeare dadurch auf die Reinheit seiner Muttersprache wirkte. — Jean Paul hat in seinem neuen Siebenkäs alle ausländischen Wörter mit echten einheimischen vertauscht, und was von fremden stehn geblieben, mit lateinischen Lettern drucken lassen. Schon unsre Vorfahren machten's so, wie z. B. Menanthes, was zu loben ist.

Heidelberg, September 1819.

Du berührst das Eigenthumsrecht des Schriftstellers. Ich will Dir mittheilen, was ich hierüber vor mehrern Monaten aufsetzte, auf Bitte eines Freundes, der über diesen Gegenstand in der Badischen Ständeversammlung einen Vortrag halten wollte; wiewohl ich nachher erfahren habe, daß ein paar kleine Unrichtigkeiten darin sind, so wie denn der Gegenstand überhaupt nicht zur Sprache gekommen ist.

„Ein schriftstellerisches Werk, nämlich Geist in Schrift dargestellt, ist nach aller gesunden Vernunft Eigenthum des Verfassers, wie anderes, das man mit Kopf oder Hand erwarb. Nur die Art der Nutzung ist bei anderem anders. Der Schriftsteller benutzt das seinige hauptsächlich durch vermehrte Abdrücke, die er zum Lesen (nicht zu neuer Vervielfältigung) verkauft oder durch einen Bevollmächtigten verkaufen läßt. Wer gegen des Verfassers oder des in seine Rechte tretenden Verlegers Willen den gekauften Abdruck vervielfältigt oder verkauft, der raubt die Früchte des geistigen Eigenthums. Solchen Raub zu übersehn, oder gar zu erlauben, hieße einen Theil der edelsten Mitbürger vom Schutze des Staats aus-

schließen, sie als Vogelfreie jedem, der zulangen will, preisgeben.

„Ein rechtmäßiges Eigenthum bleibt bei der Familie; Kinder und Kindeskinder haben das Recht, jeden nur denkbaren Vortheil daraus zu ziehen. Kein innerer Rechtsgrund ist, warum nicht Nachkommen eines Cicero, Horaz, Shakspeare, auf die Geisteswerke ihres Vorfahren einen ausschließlichen Anspruch machen sollten. Äußere Gründe sind aber da, z. B. das Aussterben von Familien, und Sorge für größere Gemeinnützigkeit, die den Staat bestimmt haben, das Eigenthumsrecht nach des Verfassers Tode nur auf gewisse Jahre der Familie zuzugestehn. Der neulich ausgesprochene Grund, daß Geist nicht auf die Nachkommen vererbe, beruht auf einem Mißverstande. Nicht der Geist, sondern was mit Geisteskräften geleistet ward, dessen Genuß soll vererbt werden.

„Man hat dies Eigenthumsrecht für Deutschland auf 10 Jahre nach des Verfassers Tode beschränken wollen. Die Billigkeit erfodert, daß unsern Schriftstellern die selbigen Rechte zufallen, wie den ausländischen. Wir wollen sehen, wie hoch es die englischen bringen.

„In England ist allgemeine Begeisterung für die

ersten Schriftsteller des Vaterlandes, die sich von den Ministern, Parlamentsrednern, Gelehrten, Kaufleuten, bis auf Krämer, Pachter, Schiffskapitäne, Fabrikanten, Handwerker und Bedienten erstreckt. Kein Landsquire, wie roh er auch sei, und der Jagdlust oder dem Nichtsthun ergeben, er weiß dennoch von den Heroen seiner Literatur ein Wort mitzusprechen. Rührt ihn nicht Wissenschaft und Kunstliebe, doch die Schande rührt ihn, für nicht wissenschaftlich und kunstliebend zu gelten; er wendet einen Theil seines Vermögens auf eine ausgezeichnete Bibliothek, die, in herrlichem Einbande, die Wände wie Tapeten schmückt, und mit der selbigen Sorgsamkeit geschmückt wird, womit man seidene Tapeten schont. Wie muß diese Liebe und Begeisterung für die Edelsten der Nation auf den Verdienst des Schriftstellers Einfluß haben! Als Pope seinen Homer vollendet hatte, waren in kurzem zwei Landgüter sein, da der deutsche Homer dem Verfasser bei einigem Ruhme, zur Belohnung vieljähriger Arbeit nur 18000 Gulden getragen hat, und nun eines Verlegers Eigenthum ist. Man hat Beispiele, daß bloß in London Auflagen von mehreren tausend Exemplaren in wenigen Tagen vergriffen sind. Dazu kommt, daß englische Bücher durch Europa und Amerika nach

Westindien und Ostindien gehn. — Und bei dem Allem bewilligen Englands Gesetze der Familie des verstorbenen Verfassers das ausschließende Eigenthumsrecht auf 30 Jahre nach dessen Tode.

„Wie viele von diesen Vortheilen hat unser armes Deutschland? Wo ist bei uns Nationalstolz auf unsere Heroen, auf einen Klopstock, einen Haller, Lessing und Hagedorn? Nur wenige Schriftsteller machen bei uns eine scheinbare Ausnahme auf einige Zeit, solche, die einem gewissen Zeitgeschmacke auf halbem Wege entgegenkommen. Und wer lieset auch die? Überhaupt lesen bei uns nur wenige Stände, und der Adel am wenigsten. Beispiele, daß Lieblingsbücher in großer Menge gekauft, zerlesen und wiedergekauft und wiedergelesen werden, Beispiele, wie in England Shakspeare und andere Klassiker, in Spanien Cervantes, selbst in Dänemark Holberg, solche können wir nicht aufweisen. Es möchte denn etwa das ehemalige Noth- und Hülfsbüchlein von Becker eine Ausnahme machen, das vor mehr als 20 Jahren in unzähligen Exemplaren herumging, und nun verschollen ist.

„So nun, was den Absatz betrifft, wenigstens dreimal so schlecht gestellt als die englischen Schriftsteller, scheint es, das Eigenthumsrecht müsse bei

uns auf die dreifache Zeit, also auf 90 Jahre ausgedehnt werden. Davor möchte das Zeitalter zurückstaunen, das den Werth solcher Anstrengungen, wodurch Völker veredelt werden, zu schätzen noch ungewohnt ist. Wir begnügen uns also mit dem Vorschlage, daß dem deutschen Schriftsteller das Recht, sein Eigenthum zu benutzen, fürs erste auf 30 Jahre nach dem Tode gesichert bleibe."

Meines Vaters Schrift über Stolberg ist ganz historisch; es sind viele Briefe von und an Gleim darin abgedruckt. Stolbergen wird sie oft wehe thun, oft rühren. Mir war sie anfangs sehr schmerzlich, weil ich Stolberg bloß von der guten Seite kannte. Über den Schmerz bin ich hinweg; was hilft es, sich betrügen, und die Wolke für Juno nehmen? Die Wahrheit ist mir lieber, und seit ich Stolbergs Religionsgeschichte kenne, halte ich ihn für einen sehr gefährlichen Mann, weil er der Vernunft und dem geläuterten Protestantismus den Tod geschworen. Wäre St. für sich katholisch geworden, wen ginge das etwas an? Aber sein unseliges Buch voll Lügen und Verdrehungen der Geschichte (zur Ehre Gottes!) geht in vielen tausend Exemplaren herum. Und Stolberg ist persönlich noch jetzt Proselytenmacher. Hier ziemte, daß unsere Theologen redeten; aber

ein Theil von ihnen frömmelt, ein anderer Theil läßt 5 grade sein. So muß denn von den Laien reden, wen Gott mit Kraft gerüstet. Die ganze Schrift ist ein Kommentar zu der Xenie:

Zur Erbauung andächtiger Seelen hat Friederich Stolberg,
Graf und Poet und Christ, Plato's Gespräche verdeutscht.

Graf und Poet und Christ sein, ist an sich nichts schlimmes, das letzte von den dreien ist sogar das edelste, wozu der Mensch sich erheben kann. Nicht dieses, sondern Stolbergs Aristokratismus, sein gespreizter Stil und sein Katholicismus sind in der Xenie gerügt. — Truchseß, ich glaube nicht an Erbsünde des Menschen, sondern an Erbtugend, so wie Salomo sagt, Gott habe den Menschen gut erschaffen, der Mensch aber mache sich verkehrt. Erbtugend hat Stolberg im hohen, ja im höchsten Grade. Aber o wie hat diesen herrlichen Mann sein Ultra-Aristokratismus, sein Hyper-Christianismus heruntergebracht!

„Das Wort hat die Welt erschaffen, das Wort wird sie erhalten.“ Diese Worte, die mein Vater über Tisch zu Rochlitz sprach, ihm herzlich die Hand drückend, klingen mir seitdem unaufhörlich in der Seele nach. Ich wende sie auf die Stolbergs-Schrift

an. Dies Wort wird nicht vergebens durch die Welt wandern.

Welch ein Mann war doch unser Luther! „Ich habe kein besser Werk (sagt er) denn den Zorn und Eifer; denn wenn ich wohl dichten, schreiben, beten und predigen will, so muß ich zornig sein; da erfrischt sich mein ganz Geblüt, mein Verstand wird geschärft, und alle unlustigen Gedanken und Anfechtungen weichen.“ Das ist der wahre, edle, heilige Zorn, von dem Luther (er der milde zugleich und freundliche) ein Muster ist, und mit der höchsten Gerechtigkeit trifft dieser Zorn die Proselytenmacher, die Finsterlinge unsrer Zeit, die geistlose Ceremonien und Wunderwesen, wie abgeschmackt es auch sein mag, predigen und erneun wollen.

Heidelberg, Oktober 1819.

Meine letzte Abendlektüre war: Hoffmanns Serapionsbrüder. Die Anlage ist wie Tiecks Phantasus, die Ausführung stellenweis meisterhaft. Aber was soll man zu den eingeflochtenen Mährchen sagen? Dergleichen Darstellungen scheinen mir den Kindern nicht die Augen für die Schönheiten der Natur zu öffnen, sondern vielmehr den Blick zu trüben, und die Vernunft zu verwirren. Warum ein

so schneidender Gegensatz zwischen erlerntem Wissen und der Naturunschuld des Herzens und des Geistes, wie in dem Mährchen vom fremden Kinde? Aber was die Darstellung betrifft, hier muß ich Hoffmann bewundern. Es ist nicht möglich die Identification zwischen Brummfliege und Magisterlein höher zu treiben, als in der Scene, wo der Magister Tinte verjagt wird: das Hineinplumpen in den Milchnapf, das Brummen und Summen, das sich Hinlegen auf die Butterbrödte, und die Kleider glatt streichen mit den dünnen Beinchen, lauter barock-meisterhafte Schilderungen. — Die Erzählung vom Serapion, und die Idee, daß ein Dichter nur wahrhaft gefühltes darstellen müsse, ist wunderherrlich. Die Erzählung vom Automaten hat mir Angst eingejagt, denn alles was über dergleichen seelenlose und Seelen heuchelnde Wesen gesagt wird, ist mir wie aus dem Innersten genommen. Schon oft haben mich Automate in nächtlichen Träumen geschreckt, und der Hoffmannsche Türk wird mir noch manchen Besuch abstatten, zumal da die Auflösung fehlt. Sage, kann das Fragmentarische dieser Erzählung durch das Beispiel Göthe's und Schillers Geisterseher entschuldigt werden? Daß der Dichter nicht alles ausschwatze, manches der schaffenden Phantasie des Le-

sers vertraue, ist in der Ordnung; aber abbrechen, wo die Neugierde, ja die Wißbegier am höchsten gespannt ist, und das in einer so schauerlichen Erzählung, nenne ich unverzeihlich. Ich fühle noch immer eine Unruhe, wie bei einer unaufgelösten Dissonanz, und wollte, daß Hoffmann oder ein anderer den Faden zu Ende spönne. — Unter den Novellen gebührt gewiß Meister Martin der Vorrang. Hier ist Wahrheit. Vielleicht hat nie einer (außer Göthe im Götz) die Sitten des Mittelalters so anschaulich und ansprechend dargestellt. Den Zaches möchte ich Dir einmal vorlesen, und mit mündlichen Anmerkungen begleiten. Es soll viel Satire darin sein, nämlich Personalsatire, aber gutmüthige. Auch der Grammatiker Buttmann soll darin stecken. In manchen seiner Produkte aber ist nicht Geist, sondern Aftergeist, wie besonders in den Elixiren des Teufels, wo man vor lauter Gräueln und Fratzen nicht zu sich selber kommt. Shakspeare's Erhabenheit und Tiefe, Göthe's Klarheit und Ruhe, Cervantes lieblich kunstreicher Humor (um bloß diese Meister zu nennen) haben mich für den Genuß solcher Narrentheidungen verdorben.

Heidelberg, December 1819.

Wenn ich des edlen Huß gedenke und seines Geistesbruders Wicklef, die noch größer sind, als sie erscheinen, weil sie in so nachtdunkler Zeit wurden, was sie waren, und dann einer Gallizin, einer Schülerin und Freundin des hellen Hemsterhuys, die Huß Verbrennung als eine religiöse Handlung verehrt; dann, liebster Truchseß, möchte ich zu Einer Zeit weinen und vor Zorn toben. Was für Unseligkeiten sind aus dem Pabstthum hervorgegangen, und keine Spur von Pabstthum ist in der Bibel aufzufinden. Es giebt, wie Huß so hell sah, nur Eine Kirche im Christenthum: die unsichtbare. Alle anderen hätten gestürzt werden müssen als nichtiges Außenwerk aus Juden- und Heidenthum. Gar kein Kirchenthum sollte man dulden; sondern wie es ursprünglich war, in bloßen Gemeinden sollte man sich sammeln; und je kleiner und je enger diese, desto besser. Damit würde allem Priesterkram und Ceremonienwesen ausgewichen; das Sektenwesen zerflöge in Splitter, und das reine Anbeten im Geist und in der Wahrheit träte nur so weit ins Äußere, als es dem Christen erbaulich und fördernd ist. Aber man fing leider bald an, auf große Haufen hinzuarbeiten; und da kam es zu Sekten und Rotten, und

allgemach zum Hohenpriester- und Tempeldienst; und die Welt ward voll Gezänkes und voller Befeindungen. Da kamen Controverspredigten, Inquisitionen und Religionskriege; da wurden Husse und Hieronyme auf den Scheiterhaufen gebracht. Ach, die sieben Gemeinden unter Johannes, waren sie schon der Ruthe werth, so waren sie doch wieder zurechtzubringen. Aber was fängt man an mit dem Koloß: Römischkatholische Kirche? was mit dem Koloß: Protestantisch-evangelische Kirche? was mit all den kolossalen und minder kolossalen Gegensätzen, die in Christus ungeschieden und eins waren, als er zum letztenmale die Jünger zu einer Gedächtnißfeier um sich versammelte. — Doch still, liebster Truchseß, dahin wollt' ich nicht. Die Vorsehung hat es anders gewollt; das genüge uns schwachsichtigen. Die Vorsehung hat die Hildebrandische Geisteszwingherrschaft geduldet, hat die Verbrennung eines Huß geduldet, und noch viel ärgere Gräuel; sie hat aber auch einen Luther geweckt, und uns durch ihn und andere den freien Gebrauch der göttlichen Vernunft wiedergegeben. Laßt uns diesem Winke folgen, und, jeder an seinem Platz, in diesem Geiste fortwirken, bis die Nacht einbricht, und uns das Wirken hienieden unmöglich macht.

Kotzebue's Leben erweckt schmerzliche Empfindungen. Den Verfasser kenn' ich nicht. K. wird im Grunde sein eigener Biograph, durch die geschickte Anordnung des Verfassers. Die begründete Meinung, in welcher wir bei rechtlichen Menschen stehn, ist doch, nächst dem eigenen Bewußtsein, das Element des sittlichen Lebens. Nach jener strebte Kotzebue, da ihm aber das Bewußtsein fehlte, entfloh sie ihm immer wie ein Irwisch, und lockte ihn in die faulsten Sümpfe. Schauderhaft ist die Luggeschichte von Barth mit der eisernen Stirn. Ging wol je die moralische Frechheit weiter? — und nachher die widerliche Demuth, als er die verlorene Unschuld wieder rein waschen wollte?

Gerstenberg's Ugolino, den ich neulich wiederlas, wollte mir nicht ganz genügen. Bis zum dritten Aufzuge ist er herrlich; bis dahin ist noch Hoffnung auf Befreiung. Nachdem aber mit dem heftigen Zuschlagen der Thurmthüre die letzte Hoffnung verschwunden ist, fängt die Pein der Hungernden und der Lesenden an, unerträglich zu werden. Bei den Worten Ugolino's: „Kommt, ihr lieben Kinder, wir wollen recht heiter sein — —“, Truchseß, da ergriff mich ein herzzerreißender Jammer. —

Heidelberg, Juni 1820.

Ist denn Lord Byron schon zu Dir gelangt? Vielleicht hatten die Engländer seit Shakspeare keinen so umfassenden und schaffenden Dichterkopf; aber auch keinen, der so ganz das Widerspiel war von Shakspeare. Die Thräne des Mitleids, der sanften Freude, der wohlthätigen Wehmuth ist ihm fremd; sie verzehrt sich in der Glut der Einen Herzenskammer, und erstarrt vor der Eiskälte der anderen. In den Gedichten Byrons wehet der Geist Lears, wenn er sagt: „Nein ich will nicht weinen; ich will Dinge thun, welche die Erde erschüttern sollen.“ Und das könnte Byron, wenn er, nach dem Spruche eines Weisen, nur einen Punkt hätte, wo er stehn könnte. Gott gebe, daß er diesen Punkt nie finden möge; denn noch nicht darf von der Erde schwinden der Glaube an Gott, an eine heilige Weltordnung, an Gerechtigkeit; darf nicht der steuerlose Fanatismus im alten Chaos wühlen. — Truchseß, ich bin manchmal entzückt von Byron, aber eh' ich mich dessen bewußt werde, weht mich auch schon wieder ein Grausen an, wie aus geöffneten Gräbern, oder aus Fensterhöhlen bemooster Kirchenthürme. Überdenke ich alle die Schandthaten in Byrons Erzählungen, so begreif' ich nicht, wie Väter ihren Töchtern, Män-

ner ihren Bräuten dergleichen in die Hand geben mögen.

In Klopstocks Bardieten ist wenig theatralisches Leben, aber herrliche Sprache, körnig, gediegen, edle Gesinnung, und schöne Phantasie in einzelnen Bildern. Sie haben außerordentlich auf die Ausbildung der Sprache gewirkt.

Heidelberg, März 1821.

Über Hoffmann könnten wir leicht einerlei Meinung sein. Sein Genie kann nur von Genielosen verkannt, von Absprechern geläugnet werden. Einige seiner Erzählungen tragen den Stempel der Lieblichkeit wenigstens stellenweis; die meisten seiner Produkte sind, bei aller Anziehungskraft, zurückstoßend und schaudervoll. Hoffmann entfernt sich ganz von der Natur, und tritt in das Reich der Fratzenhaftigkeit ein. Dies Fratzenhafte ins Leben zu rufen, und mit dem Alltäglichen zu verbinden, daß es mit diesem wie Hand in Hand brüderlich fortwandelt, hier hat Hoffmann ein wunderbar großes Talent, und mir ist manchmal, als hausen im Abgrunde seiner Seele ganze Legionen neckischer Teufel, die seine Phantasie mit all diesen wunderlichen Eingebungen erfüllen. Im Kater Murr befriedigen mich nur Einzelheiten,

wie das Feuerwerk, das unsichtbare Mädchen u. s. w. Neckisch ergriffen und nachher gespenstisch verfolgt hat mich der Mann auf der Pariser Brücke, an welchem rasch hintereinander drei Soldaten vorübergehn und mit den Worten: „es weht ein großer Wind, mein Herr!“ ihm Hut, Mantel und Stock wegraffen. Es liegt in der schnellen jambischen Bewegung dieser Worte etwas geisterartiges, und die Soldaten scheinen mir eher Macbethische Geister zu sein, als von Fleisch und Blut. Aber in keinem Werk von Hoffmann vermisse ich so sehr den geistigen Zusammenhang. Daß dieser am Ende sich finden ließe, glaub ich wohl; aber warum ihn diesmal so arg versteckt? warum so absichtlich den Geist der Zerrüttung in dem ewigen Wechsel von Murrs Katereien und den Makulaturblättern uns vor Augen geführt? — Ganz Widerspiel in dieser Hinsicht sind die Elixire des Teufels, ein großes, in den kleinsten Zügen vollendetes, wenn schon gräßliches Gemälde, dessen Anfang, Mittel und Ende man so wenig anzugeben weiß, wie auf den Boisseréeschen Gemälden. Im sogenannten Beginn sind wir schon mitten ins Ganze versetzt, und hier schon liegt der Schluß vorbereitet, wenn man den letzten Buchstaben des Werkes Schluß nennen darf, da man ihn eben so gut in der Mitte

suchen kann. Das Wunderbare, wenn man den Zauber des Elixirs zugiebt, so wie die Teufelsgeburt des alten Francesco und sein bedingtes Ewig-Judenleben, liegt diesmal nicht im Unmöglichen; der Dichter hat die Traumwelt an die wirkliche geknüpft, und dadurch all die phantastischen Erscheinungen hervorgebracht, die uns wie kalte Schauer durchziehn, und an ängstliche Fieberträume gemahnen, wo Erscheinungen auf Erscheinungen jagen, und oft so in einander stecken, daß der Knäuel nicht zu entwirren, die Dissonanz nicht aufzulösen scheint. Das ganze Bild hat dem Dichter, eh' er zu arbeiten anfing, vor der Seele gestanden, ist ihm vielleicht nur ein schrecklicher Gedanke! — mit Einem Ruck aus dem Nichts vor die Seele getreten, und an der Ausarbeitung haben alle Kräfte seines Geistes im wetteifernden Verein geholfen. Auch ist, bei allen Schilderungen des Unsittlichen, nie der Geist der Moral und Religion gefährdet, stets ist die Nemesis geschäftig, den Lohn des Verdienten mit strenger Wage zuzumessen. Und doch möcht' ich nicht dieses Bild immer vor Augen haben, ja ich sehne mich nach dem Augenblicke, wo es aus dem Gesichtskreise meines Blickes in eine wohlthuende Ferne getreten sein wird. Wenn auch überall der Teufel unter Gott gestellt ist, so haben wir's

doch immer mit dem Teufel und dessen satanischen Bränden zu thun, die wie blaue Flämmlein zur Gespensterstunde in die Welt hineinlecken. Das Heitere, welches einem reinen Gemüthe aus Gottes schöner Natur entgegenstralt, erscheint hier nur als Folie und Unterlage, um das düstere desto mehr zu heben, und Düsterheit, Grausen, Entsetzen ist die allgemeine Losung. — In den Nachtstücken ziehn mich besonders an Ignaz Denner und das Majorat. Großer Stil, Wahrheit in den Schilderungen, in dem letzten Stücke, bei übertriebener, fast wahnsinniger Liebesgluth, die im Dichter lodern mag, ein so eisiger Winterfrost, ein solches Gestöber am heulenden Meere, daß einem in den wohlgeheizten Burgsälen am Kamin am Punschnapf, wenigstens vor der Mitternachtsstunde, recht behaglich wird. — Vor allen möcht' ich den Sandmann nennen, eine der geistreichsten Erzählungen unserer Zeit; wenn dieser nicht wiederum in Schauer und Entsetzen sich umtriebe. Es ist wol nicht möglich, einen sinnreicheren Gebrauch von der Idee des Sandmanns zu machen, als hier geschehen ist. Der Tubus des Coppelius ist der Sand, der dem armen Nathaniel in die Augen gestreut wird, und ihm statt der Wirklichkeit ein Traumbild giebt, welche er für Wirklichkeit nimmt.

Die Liebesglut, welche aus dem todtstarren Auge der Olympia durch den verteufelten Tubus in Nathanaels Seele dringt, hat für mich etwas Fürchterliches, und in der Olympia finde ich das Maß alles Unheimlichen übervoll gemessen. Mit einer Automatin tanzen, während des Tanzes vor ihrer rhythmischen Fertigkeit eben so zurückschaudern, wie vor der Kälte ihrer Finger, dann von ihr umschlungen werden, und an die kalten Lippen gedrückt — solches kann nur des Sandmanns Wirkung sein, der ein viel schrecklicherer Bruder des Schlafes ist, als der Tod. Die Poesie sollte uns billig mit Gott und der Natur und unserm Innern versöhnen, nicht mit Wesen befreunden, die Gott noch vor der Schöpfung aus seiner schönen Welt verstoßen hat. —

Du hast Deine Ansicht über meines Vaters letztere Werke ausgesprochen, dafür danke ich Dir; noch mehr, daß Du durchaus nicht forderst, ich solle beitreten. Nur wünschte ich, Du hättest dabei gar nicht an ein söhnliches Verhältniß gedacht. Es ist wahrlich Nebensache in Rücksicht meiner, daß der Verfasser mein Vater ist; ich würde die selbige Verehrung für diese beiden Werke haben, wenn sie auch ein ganz Unbekannter geschrieben hätte, so wie viele sich zu meinem Vater gewandt haben, die ihn nie

Bayerische Staatsbibliothek München

sahen, selbst unter Katholiken, die nicht Papisten sind. Dies hängt mit meiner Begeisterung für Religion zusammen, die sehr frühe in mir durch fleißiges Bibellesen, und Lessing, späterhin durch meine verehrten Lehrer Nösselt und Griesbach geweckt und gebildet ward. Es ist von keinem Kampfe zwischen Stolberg und Voß die Rede, sondern zwischen Finsterniß und Licht. Ich rechne es mir zum Ruhme an, daß ich von jeher Stolberg den Umtriebler zu scheiden wußte von Stolberg, wie es im Sophronizon heißt, „dem unwiderstehlich anziehenden“. Laut und öffentlich hab' ich als Schulknabe gegen Stolberg den Agendenstürmer gesprochen. Er hat das erfahren; er hat gegen mich gedonnert, und ich bin doch sein Liebling geblieben. Als Stolberg mich in Halle besuchte, o wol 8 Tage brauchte ich, eh' ich aus dem ersten Taumel der Seligkeit mich wieder zurecht fand. Als ich nach Weimar kam, war sein erstes, einer Gräfin B. daselbst zu schreiben, sie möge mir alles mögliche zu Liebe thun; was mir, das geschähe ihm. Darauf schrieb ich St., und nicht bloß er antwortete sogleich, sondern auch sie, er mit leiser Andeutung, sie ganz unverholen, ich solle katholisch werden. Mit dem eindringlichsten Ernste verbat ich mir dergleichen Zumuthungen in einem

Bayerische Staatsbibliothek München

langen Briefe (NB. Meinem Vater hab' ich dies nie erzählt). Daß er mir gleichwohl gut geblieben, weißt Du. Ich besitze seit 1808 mehr als 10 der väterlichsten Briefe von ihm. Und nun wirst Du wol meine Wahrhaftigkeit in keinem Jota bezweifeln, wenn ich sage, daß ich jenes edle Bild von Stolberg treu in mir bewahre. —

Laß mich nun noch einen Irrthum aufklären. Du schreibst: „Daß diese Schrift Deinem Vater viele Freunde erworben, glaube ich gern bei dem jetzigen Geist" u. s. w. Allerdings sind unter den Freiheitsschwindlern, welche die Zeit geheckt hat, wol auch viele, die meinen Vater für ihren Apostel halten. Das ist eben die Kehrseite der guten Münze. Aber nicht solche meinte ich, solche haß' ich vom Grund der Seele; sondern Männer und Frauen meinte ich, wie Frau von der Recke, Graf Schlaberndorf, Jean Paul, die gesammte theologische Facultät in Halle, eine Menge von Predigern, denen bei dem Treiben eines Claus Harms und ähnlicher Finsterlinge allerdings vor einbrechender Dunkelheit bange war. Und wie viele wird die Schrift noch zum wahren, von Dogmen unentstellten Urchristenthum zurückführen, wenn die Leidenschaften werden verstummt sein, die noch manchen Halbharmsianer verblenden! — Doch

gegen diese Seite der Schrift hast Du nichts, wie ich glaube, sondern gegen die andere Hälfte, die das Junkerthum betrifft. Ich wollte, theurer Truchseß, Du läsest sie einmal recht aufmerksam, Du würdest finden, daß nirgends gegen wahren Adel geredet ist, sondern nur gegen ein Kastenwesen des entarteten Adels, und dies hast Du ja nie in Schutz genommen. Ich wollte ferner, Du kenntest die Schrift von Stolberg, die den ersten Anlaß gab, den großen Kampf zu beginnen. Die ist so recht gemacht, der Junkerei Vorschub zu geben. Was den Geburts-Adel betrifft, ich lieb' ihn nicht, ich haſſ' ihn nicht, er ist mir indifferent. Nie, wenn ich bei Dir war, oder, was täglich geschieht, wenn ich an Dich denke, fällt mir ein, daß das zufällige der Geburt Dich geadelt hat; ich dachte nicht daran, als ich Dich zuerst sah, und Dich gleich so unaussprechlich liebte. Bloß das Edle in Dir sprach mich so gewaltig an, wie bei Jean Paul und Schiller. Bei Dir kommt eins hinzu, was z. B. Jean Paul nicht aufweisen kann, daß Dir all Deine Angehörigen so ähnlich sind. Das haben allerdings viele Familien vor andern voraus; aber es ist nicht Vorrecht des adlichen Adels; auch im bürgerlichen Adel findet sich diese Erscheinung. Sieh, mein theurer Truchseß, insofern ist mir der

Adel etwas großes, als er zur moralischen Vervollkommnung eines Mitgliedes von Familien, die im Besitze seiner sind, beitragen kann. Was ich demnach zu erleben aus voller Seele wünsche, ist, daß in Besetzung hoher Stellen das Verdienst mehr berücksichtigt werde, als der bloße Geburtsadel, dagegen, daß Adliche unter Umständen auch für ehrende bürgerliche Stellen sich nicht zu hoch achten.

Heidelbreg, November 1821.

Über Philister laß mich zur Ehre Schillers, der das Wort in Umlauf gesetzt, eine Bemerkung machen. Keinen Stand versteht man darunter, sondern den linkischen, den geistlosen in jedem Stande und Geschäft, der sich durch thörichte Anmaßung über seine Sphäre erhebt. Wer einen Handwerker Philister schelten wollte, weil ihm Wissen und Gelehrsamkeit abgeht, würde dadurch selber zum Philister. Ein Handwerker kann in seiner Art ein Lessing, ein Shakspeare sein, z. B. ein erfindender Tischler. Ja selbst ein mechanischer Handwerker ist kein Philister, wenn er bloß sein will, was er ist; er gehört zu den achtbarsten Nährern des Staats. Dagegen nimm den Direktor NN. Der Mann hat viele negative Tugenden und kein einziges positives

Laster; sein Latein fließt ihm wie Milch und Honig im Schlaraffenlande; gelesen hat er gewaltig viel, und alles spukt ihm im treuen Gedächtnisse. Er hat sogar den redlichen Willen, den Schülern sich nützlich zu machen. Aber er macht (freilich ohne es schlimm zu meinen) die heilige Religion zur diäthetischen Schule, er ruft seinen Schülern zu: „O lernt Griechisch und Latein! es kann vielleicht ein Heyne aus euch werden, und ein Heyne nimmt 3000 Thaler ein!“ Er begeht tausend Albernheiten der Art, ohne einmal zu ahnen, daß er den Schülern zum Gespötte wird. Wer möchte es den Leuten verdenken, wenn sie ihn einen Philister nennen. — Einen prächtigen Philister zeichnet Göthe im Wilhelm Meister mit wenigen Worten, einen Jüngling, der mit dem Buch in der Hand die Natur bewundert, der die Schauspielergesellschaft auf das Rieseln der Quellen, das Säuseln des Windes aufmerksam macht, und dem Philine einen Kukuk zuruft. —

Ich wollte, Du kenntest das Fatum aus der Quelle, und nicht nach den sogenannten Fatumstücken neuerer Zeit. Die Idee, daß die Gottheit unter dem Fatum stehe, ist nicht so furchtbar als sie aussieht. Sie sagt mit andern Worten nur: Gott kann das Unmögliche nicht möglich machen. In

unserer Religion kann vom Fatum nicht die Rede sein, weil wir in der Gottheit das Wollen und das Können gleich stellen. Gott kann was er will, aber er will auch nur was er kann. Denken wir uns aber einen Zeus, der im Wohlgefühl seiner Kraft spräche: dies Gerippe soll wieder blühender Jüngling werden; gleich würde das Fatum ihn beschränken. Das Fatum der griechischen Tragödie (von grobsinnlichen Vorstellungen Einzelner unter den Griechen kann die Rede nicht sein) ist die unendliche Verkettung und Reihefolge von Ursach und Wirkung, die innere Ordnung der großen Weltenuhr. Und Fatum fällt in dieser höchsten Bedeutung mit dem zusammen, was wir mit Recht Vorsehung nennen. Denke Dir das edelste Ereigniß, Du wirst sagen, die Vorsehung habe es herbeigeführt. Forsche aber über die Geburt und Erzeugung dieses Ereignisses, Du wirst finden, eine endlose Kette von Ursachen und Wirkungen habe es hervorgebracht. Denke Dir eine einzige Ursache fort in der Reihe, oder anders gestaltet, so wäre auch die unmittelbare Wirkung eine andere gewesen, und das Ereigniß hätte nicht entstehen können. Solche willkührliche Eingreifungen in die Reihe von Ursachen und Wirkungen, welche die ältesten Griechen ihren Göttern zutrauten, wurden vom Fatum

gewehrt. Du siehst, daß die griechischen Götter nicht die eigentliche Gottheit waren, sondern das Fatum war es. Das altgriechische Fatum hab' ich mir immer am lebhaftesten durch geahnte, aber unreif ausgebildete Idee von Gott und Vorsehung gedacht. — Die Neueren haben dem Fatum unerhörte Dinge zugetraut, namentlich Werner im 24. Febr. Auch Schiller in der Braut von Messina. Hier ist eine Scene, wo die Mutter dem Einen Sohn schlechterdings nicht sagen will, wo der Aufenthalt Beatricens sei; gleich darauf sagt sie es dem andern ohne weiteres. Ich habe dies immer für einen willkührlichen Nothbehelf gehalten, weil das Stück nicht hätte fortspielen können, hätte die Mutter es dem andern gesagt. Und nun erfahr' ich, Schillers Absicht sei gewesen, zu zeigen, wie das Fatum der Mutter auf eine grausige Weise den Mund geschlossen, und ihr erst dann ihn wieder geöffnet, als der zweite Sohn gekommen. Da hätten wir als Fatum das wilde Eingreifen einer unheimlich gegenüberstehenden Macht; ein Fehlgriff, den ich Schiller nicht zutraun möchte. Bestimmt aber hat er darin gefehlt, daß er die Personen so viel vom Fatum reden läßt. In Shakspeare's Tragödien ist auch das Fatum, aber genannt wird es nicht. Richard der Dritte z. B.

oder Othello werden durch eine ununterbrochene Reihe von nothwendigen Ursachen und Wirkungen unaufhaltsam zum Untergange geführt. Theils sind die im Herzen zu suchen, theils in äußeren, aber auch nothwendig herbeigeführten äußeren Begebenheiten. Diese Art von Darstellung des Fatums ist mir die liebste. Wenn nun Göthe im Wilhelm Meister so wahr und treffend sagt, nur im Romane dürfe der Zufall spielen (d. h. was wir Menschen so nennen; denn in Gottes Weltenuhr ist gar kein Zufall), im Trauerspiel dagegen müsse strenge Nothwendigkeit herrschen, so heißt das mit andern Worten, hier müsse das Fatum unserm Auge sichtbar sein. Und nun laß mich einen Sprung in Houwald's Bild hineinthun. Auch mich hat das Stück unbeschreiblich angezogen; ich nenne es, der Gesinnung nach, ein edles Stück; ich wollte Dir 50 Schönheiten der ersten Größe und Stärke daraus vorhalten. Nur Eins vermisse ich: Spinarosa's Untergang ist nicht auf dem Wege der Nothwendigkeit herbeigeführt; er erfolgt nur, weil der Dichter es so wollte; auf dem Wege der Natur hätte er nicht erfolgen können. Kurz das Fatum fehlt.

Heidelberg, 10. Juli 1822.

(Letzter Brief.)

Ja wohl, „laßt uns Liebe behalten, wenn wir auch über manches verschiedene Ansichten haben." Das ruf' ich mit Dir aus. Nie, auch nicht ein einzigesmal hast Du mir wehe gethan, alter Truchseß. Alles, was aus einem Herzen kommt, das ich ehre, ist mir ehrenwerth, und wenn es auch manchmal schroff entgegentritt.

Von Lord Byrons kleineren Gedichten hab' ich eins, das ich beilege, recht für meinen alten Truchseß übersetzt. Ich habe Dir manches harte Wort über diesen Ultradichter ausgesprochen. Mich freut, daß ich ihn Dir auch einmal von einer guten Seite zeigen kann. Zwei Seelen hat der Mann; die eine Seele leugnet gradezu Gott und Unsterblichkeit, und sehnt sich nach dem Versinken ins ewige Nichts. Die andre Seele freibeutet manchmal in der heiligen Schrift, und holt sich daselbst Stoff zu Gesängen. Fast alle seine „Hebräischen Lieder" sind trefflich; wenn es ihnen gleich, aus begreiflichen Ursachen, etwas an innerer Wärme fehlt.

Der unsterbliche Geist,

von Lord Byron.

Wenn Todesschauer uns umschauern,
Ach, wohin flieht der ew'ge Geist?
Er kann nicht sterben, hier nicht dauern,
Er läßt den dunkeln Staub verwaist.
Wird er dann körperlos durchschreiten
Von Stern zu Stern des Himmels Bahn?
Wird er mit eins die fernsten Weiten
Ausfüllen auf dem großen Plan?

Entfesselt, ewig unveraltet,
Selbst ungesehn, doch Auge ganz,
Was in der Schöpfung sich gestaltet,
Sieht er im hellsten Sonnenglanz.
Was auch aus fernster Zeit der grauen
Erinnrung schwach ist eingeprägt,
Kann er mit Einem Blick durchschauen,
Der bis ins Unermeßne trägt.

Bis zu dem ersten Sterngefunkel
Schaut er mit Seherkraft zurück;
Ja, eh die Welt entstand, ins Dunkel
Des alten Chaos dringt sein Blick.
Was auch die Zukunft raub' und bringe,
Sein Aug' ermißt's durch alle Zeit,
Beim völligen Ruin der Dinge
Ruht er in eigner Ewigkeit.

Von Hoffnung, Lieb', Haß, Furcht entbunden,
Lebt er im reinsten Element;
Jahrtausende entfliehn wie Stunden,
Und Stunden gleichen dem Moment.
Auch flügellos, schnell wie Gedanken,
Fliegt er durchs ew'ge Morgenroth,
Der namenlos und ohne Schranken
Schon längst vergaß den Namen Tod.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Voß, Heinrich, / Truchseß von Wetzhausen, Christian, / Voß, Abraham,

Briefe von Heinrich Voss

Bd.: 2

Heidelberg 1834

Epist. 938 tb-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10621117-1